



Leseprobe

Brent Weeks

Sphären der Macht

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 17. August 2015

Lieferstatus: Lieferbar

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

Zum Buch

Zum Schutz der Welt wahrt er ein düsteres Geheimnis

Als die Götter erwachen und die Satrapien zerfallen, bricht überall das Chaos aus. Die Chromeria versucht, den einzigen Mann aufzuspüren, der die Katastrophe noch aufhalten kann. Doch Gavin Guile hat seine Kräfte als Prisma verloren und kann keine Magie mehr wirken. Zwischen den Adelshäusern, religiösen Fraktionen, Rebellen und einem aufsteigenden Orden von Assassinen namens Das Gebrochene Auge tobt ein geheimer Krieg. Und Gavins Sohn Kip Guile muss sich ohne den Schutz seines Vaters allein auf die Schärfe seines Verstandes und seinen Einfallsreichtum verlassen, wenn er überleben will.



Autor

Brent Weeks

Brent Weeks wurde in Montana geboren und wuchs auch dort auf. Seine ersten Geschichten schrieb er auf Papierservietten und Stundenplänen. Doch tausende Manuskriptseiten später konnte er endlich

seinen Brotjob kündigen und sich ganz darauf konzentrieren, was er wirklich machen wollte: Schreiben. Brent Weeks lebt heute mit seiner Frau und seinen Töchtern in Oregon.

Brent Weeks
Sphären der Macht





BRENT WEEKS

SPHÄREN DER
MACHT

ROMAN

Deutsch von Michaela Link

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Broken Eye (o3 The Lightbringer) Part One«
bei Orbit, Hachette Book Group USA, Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen,
sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2015

bei Blanvalet, einem Unternehmen in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Brent Weeks

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlick GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirt, Inkcraft, unter Verwendung

einer Illustration von Larry Rostant

Kartenillustration: Chad Roberts Design

Redaktion: Alexander Groß

HK – Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6029-5

www.blanvalet.de

*Für Kristi, die immer besser wird –
und mich dazu bringt, es ihr gleichtun zu wollen.
Und für meine Mom, die einem Siebenjährigen,
der das Lesen hasste, eine lebenslängliche Liebe
zu Büchern eingepflanzt hat.*

*»Wer einer Gemeinschaft nicht bedarf,
ist entweder ein Tier oder aber ein Gott.«*

Aristoteles



Die beiden Schwarzgardisten traten an die Tür der Weißen, und der jüngere der Gebrüder Gräuling klopfte an. Nachdem sie die üblichen fünf Sekunden abgewartet hatten, öffnete er die Tür, und die Brüder traten ein.

Die Weiße war nicht in ihrem Bett. Sie hatte sich ungeachtet ihres hohen Alters zusammen mit ihrer ebenfalls betagten Kammerklavin vor der offenen, nach Osten gehenden Balkontür der Länge nach zu Boden geworfen und betete zur aufgehenden Sonne hin. Kalter Wind umwehte die beiden alten Frauen.

»Hohe Herrin«, begann Gill. »Ich bitte um Verzeihung. Wir müssen Euch etwas zeigen.«

Sie blickte zu den beiden auf und erkannte sie sofort. Manche der Edelleute und der Luxlords nahmen die jüngsten der fertig ausgebildeten Schwarzgardisten nicht recht ernst. Ein Urteil, das traf, schon weil es zum Teil verdient war. Gavin wusste, dass er noch vor einem Jahr nicht schon mit siebzehn zu einem vollwertigen Schwarzgardisten befördert worden wäre. Aber die Weiße behandelte ihn niemals so, als stünde er unter den anderen. Er wäre mit Freuden für sie in den Tod gegangen, selbst wenn man ihm gesagt hätte, dass sie am nächsten Tag an Altersschwäche sterben würde.

Sie brach ihr Gebet ab, und die beiden jungen Männer halfen ihr in den Rollstuhl, aber als nun die alte Kammerklavin mit ihren Hüftproblemen durch den Raum watschelte,

um die Balkontür zu schließen, wurde sie von Gill daran gehindert.

»Sie muss vom Balkon aus zusehen, *Caleen*«, sagte Gavin.

Gavin wickelte die Weiße sanft, aber geschickt in ihre Decken. Sie hatten gelernt, wie viel feinfühligke Rücksichtnahme ihr Stolz und wie viel Schmerz ihr Körper ertragen konnte. Gavin rollte sie auf den Balkon hinaus. Sie beschwerte sich nicht, dass sie das doch auch selbst hätte tun können. Vor nicht allzu langer Zeit hätte sie sich beschwert.

»In der Bucht«, sagte Gill.

Die Bucht von Kleinjasper lag in ihrer ganzen Pracht unter ihnen. Heute war das Fest von Licht und Dunkelheit, die Tag- und nachtgleiche, und der Morgen schickte sich an, zu einem Herbsttag zu werden, wie man ihn sich besser nicht erhoffen konnte: die Luft frisch, aber der Himmel strahlend blau, das Wasser ruhig statt des üblichen Wellengangs. Die Bucht selbst war verdächtig leer. Die Flotte war immer noch auf See, um in Ru gegen den Farbprinzen zu kämpfen und seinen Vormarsch aufzuhalten. Mit Sicherheit hatte die Schlacht inzwischen bereits stattgefunden, und es blieb nur noch die Kunde abzuwarten, ob sie über ihren Sieg jubeln durften oder sich für einen Krieg rüsten mussten, der die Sieben Satrapien zerreißend würde. Daher die Gebete der Weißen, vermutete Gavin. Kann man für den Ausgang eines Ereignisses beten, nachdem es bereits stattgefunden hat? Können Gebete dann noch irgendetwas bewirken?

Bewirken sie überhaupt etwas?

Die Weiße wartete stumm, den Blick auf die Bucht gerichtet. Gavin fürchtete, dass sie ins Leere starrte. Hatten sie sie zu spät gestört? Aber die Weiße vertraute ihnen; sie stellte keine Fragen, sondern wartete einfach, während sich die Minuten in die Länge zogen.

Und dann bog schließlich eine schemenhafte Kontur um die Westseite von Großjasper. Zuerst war es kaum möglich, einen Eindruck von der Größe des Ungetüms zu gewinnen. Es tauchte in hundert Schritt Abstand vor den hohen Mauern auf, die ganz Großjasper umgaben und auf denen sich nun Menschen drängten und sich gegenseitig anrempelten, um etwas zu sehen. Vom Meeresdämon war zuerst nur die Bugwelle zu erkennen, die er links und rechts auf seinem Weg durch die See hinter sich herzog.

Der Meeresdämon beschleunigte sein Tempo. Sein kreuzförmiges, halb geöffnetes Maul sog die Fluten in den ringförmigen Schlund und stieß sie durch seine jetzt voll geöffneten Kiemen über die ganze Länge seines Körpers wieder aus, so dass etwa alle fünfzig Schritt große, fächerartige Wasserfontänen zu den Seiten und nach hinten spritzten. Dann zischte das Meer vor wirbelnder Luft und strudelndem Wasser.

Der Meeresdämon näherte sich der Mole, die die Westbucht schützte. Gerade fuhr eine Galeere in schneller Fahrt auf einen Durchlass in der Mole zu, um hinauszugelangen. Der Kapitän wusste nicht, was ihn erwartete.

»Der arme Idiot«, murmelte Gill.

»Kommt darauf an, ob das Auftauchen des Meeresdämons Zufall oder ein Angriff ist«, bemerkte die Weiße mit unheimlicher Ruhe. »Wenn der Meeresdämon diesseits der Mole erscheint, ist dieses Schiff vielleicht das Einzige, was entkommt.«

Die Galeerensklaven hoben ihre Ruder aus dem Wasser wie ein einziger Mann, im Bemühen, das Meer so wenig wie möglich aufzuwühlen. Meeresdämonen verteidigten verbissen ihr Revier, aber sie waren keine Räuber auf Beutejagd.

Der Meeresdämon schwamm unbeirrt an der Galeere vorbei. Gavin Gräuling stieß erleichtert den Atem aus und hörte die

anderen ebenso ausatmen. Aber dann tauchte der Meeresdämon ab und verschwand in einer plötzlichen Nebelwolke.

Als er wieder erschien, war er in blinder Wut entbrannt. Das Wasser um ihn herum kochte. Er hielt aufs offene Meer hinaus.

Es gab nichts, was sie tun konnten. Der Meeresdämon legte eine gute Strecke zurück, bevor er kehrte und beschleunigte. Er zielte direkt auf den Bug der Galeere, als wolle er den Kopf-an-Kopf-Zusammenstoß mit seinem Widersacher.

Irgendjemand fluchte leise.

Der Meeresdämon rammte die Galeere mit ungeheurer Wucht. Mehrere Seeleute flogen von Deck: einige ins Meer, einer durch die Luft, bis er gegen den knotigen, stacheligen Kopf des Dämons prallte.

Einen Moment lang sah es so aus, als würde das Schiff den Aufprall überstehen. Dann zerbarst der Bug. Holz und Splitter flogen nach allen Seiten. Die Masten brachen.

Die gesamte Galeere – das heißt, die übrig gebliebene Hälfte – wurde zurückgedrückt, zehn Schritt, zwanzig, dreißig, und gewaltige Gischtfontänen spritzten in die Luft. Das Vorwärtsdrängen des Meeresdämons wurde nur kurz gebremst. Dann erhob sich sein gewaltiger Hammerkopf noch höher aus dem Wasser und drückte immer weiter, so dass die Galeere in die Wellen hinabgepresst wurde. Plötzlich zersprang der aus feuerverhärtetem Holz gefertigte Rumpf des Schiffes wie ein Tontopf, den man an eine Wand geschleudert hatte.

Der Meeresdämon tauchte ab, und das durch hundert Taue an seinen großen, stacheligen Kopf geheftete Wrack wurde mit ihm in die Tiefe gezogen.

Hundert Schritt weiter stieg eine riesige Luftblase an die Oberfläche, als unter Wasser die letzten Schiffsdecks zerbrachen. Aber das Schiff selbst kam nicht wieder nach oben. Von ihm blieb nur Treibgut, jedoch nicht annähernd so viel, wie

eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Das Schiff war einfach fort. Vielleicht eine Handvoll Männer aus einer Besatzung von Hunderten ruderte in den Wellen wild mit den Armen. Die meisten von ihnen konnten nicht schwimmen. Gavin Gräuling hatte als Teil seiner Schwarzgardisten-Ausbildung schwimmen gelernt, und dass die meisten Seeleute es nicht konnten, war ihm schon immer völlig hirnrissig erschienen.

»Dort.« Gill deutete aufs Meer. »Man kann die Spur der Luftblasen sehen.«

Der Meeresdämon war nicht durch die Öffnung der Mole in die Bucht eingedrungen, Orholam sei Dank. Aber was er nun im Schilde zu führen schien, war schlimmer.

»Hohe Herrin«, meldete sich hinter ihnen unvermittelt eine Stimme zu Wort. Es war Luxlord Carver Schwarz, der Mann, der für all die profanen Details der Verwaltung der Chromeria verantwortlich war, welche nicht unter die Zuständigkeit der Weißen fielen. Er war ein hochgewachsener, langsam kahl werdender Mann mit olivfarbener Haut, der eine ilytanische Kniehose und ein Wams trug. Was von seinem langen dunklen Haar noch übrig war, war mit vielen weißen Strähnen durchzogen. Gavin hatte ihn nicht kommen hören. Er war Schwarzgardist und hatte sein Kommen nicht bemerkt. »Ich bitte um Entschuldigung, ich habe angeklopft, aber niemand hat reagiert. Das Ungeheuer hat die Jasperinseln jetzt fünfmal umkreist. Ich habe Befehl gegeben, dass die Geschütze auf der Kanoneninsel erst feuern sollen, falls der Meeresdämon angreift. Man will dort wissen, ob sie das eben Geschehene als Angriff einstufen sollen.« Die Verteidigung von Kleinjasper war eigentlich sein eigener Zuständigkeitsbereich, aber Luxlord Schwarz war vorsichtig in seinen Entscheidungen, und wo immer möglich vermied er es, Verantwortung zu übernehmen.

Was konnte eine Kanonenkugel gegen ein solches Ungeheuer schon ausrichten?

»Sagt ihnen, dass sie warten sollen«, antwortete die Weiße.

»Ihr habt gehört, was sie gesagt hat!«, brüllte der Schwarze und legte seine mit vielen Ringen geschmückte Hand an den Mund. Auf dem Dach, ein Stockwerk über dem Balkon der Weißen, befand sich einer seiner Sekretäre, der einen über einen halben Meter breiten, polierten Spiegel hielt und sich lauschend über die Dachkante beugte.

»Ja, Hoher Herr!« Der Mann beeilte sich, das Signal aufblitzen zu lassen, während eine jüngere Frau ihn an der Dachkante ersetzte und mitzuhören versuchte, ohne den Anschein zu erwecken, etwas erhaschen zu wollen, was sie nicht hören sollte.

Der Meeresdämon hielt sich jetzt dicht an der Küste und durchschwamm Wasser, das so seicht war, dass man seinen Rücken sehen konnte. Das Ungeheuer durchbrach den Pier des Hafenmeisters und schien es kaum zu bemerken. Dann erreichte es die Nordspitze von Großjasper.

»Verdammte Scheiße.« Alle hatten das Gleiche gedacht, aber laut ausgesprochen hatte es die Weiße. Die Weiße? Fluchte? Gavin Gräuling hätte gedacht, dass sie solche Schimpfwörter nicht einmal kannte.

Die Menschen auf dem Lilienstiel hatten das Ungetüm aus den Augen verloren, als es nahe an Großjasper herangekommen war, und der Meeresdämon raste nun auf diese Verbindungsbrücke zu, bevor dort irgendwer reagieren konnte.

Der Lilienstiel schwamm exakt auf der Höhe der Wellen. Ohne Stützpfeiler formte das gelbe und blaue Luxin ein Gitterwerk, das grün erschien. Die Brücke hatte über Hunderte von Jahren hinweg der anbrandenden See widerstanden, und die chromaturgischen Fertigkeiten, die zur Schöpfung eines solchen Kunstwerks vonnöten waren, überstiegen vielleicht selbst die

Möglichkeiten eines Gavin Guile höchstpersönlich. Mehr als einmal hatte die Brücke als Wellenbrecher für Schiffe gedient, die während heftiger Stürme außerhalb der Molen gefangen gewesen waren, und sie hatte Hunderte von Leben gerettet. Der erste, zufällige Kontakt des Meeresdämons mit der Brücke brachte nun das ganze Gebilde ins Wanken und riss Hunderte Menschen von den Füßen.

Sein gewaltiger Körper glitt zehn, zwanzig Schritt das glatte Luxin entlang, dann verlangsamte er seine Geschwindigkeit, schien durch die Berührung verwirrt. Die Verwirrung währte jedoch nur einen Moment, und um das Ungeheuer herum stiegen neue Dampfschwaden auf. Der Kopf des Meeresdämons tauchte in die Wellen, und er raste aufs Meer hinaus; sein riesiger Schwanz peitschte das Wasser neben dem Lilienstiel, ließ über fast die ganze Länge der Brücke Sturzbäche regnen.

Dann, draußen auf See, machte er kehrt.

»Befehlt der Kanoneninsel zu feuern!«, rief die Weiße.

Die Kanoneninsel lag in der Bucht auf der gegenüberliegenden Seite des Lilienstiels. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Kanoniere von dort aus trafen, war gering.

Aber eine winzige Chance auf Ablenkung war besser als gar keine.

Die erste Feldschlange feuerte sofort; die Männer mussten den Befehl schon erwartet haben. Der Schuss ging mindestens tausend Schritt weit und verfehlte sein Ziel um mindestens hundert. Die anderen fünf Kanonen der Insel, die in die richtige Richtung zeigten, erhoben nun der Reihe nach ihre Stimme, ein leuchtendes Aufblitzen, etwas später folgte das Geräusch ihres Feuers, und das Donnern erreichte die Menschen auf dem Turm ungefähr zur selben Zeit, als sie das Wasser aufspritzen sahen. Jeder Schuss verfehlte sein Ziel. Der am nächsten kommende Spritzer im Wasser war über fünfzig Schritt von dem

Ungeheuer entfernt. Kein einziger vermochte den Meeresdämon abzulenken.

Die Männer begannen mit einer Geschwindigkeit und Effizienz nachzuladen, wie sie nur das Produkt unermüdlicher Übungen sein konnten. Dennoch würden sie es nicht schaffen, rechtzeitig eine weitere Salve abzufeuern. Der Meeresdämon war einfach zu schnell.

Auf dem Lilienstiel herrschte jetzt Chaos. Ein Pferdegespann war umgestürzt, die Pferde waren in Panik geraten und hatten ihren Wagen mitten auf der Brücke zur Seite gedreht und den Weg blockiert, so dass nur wenige Männer und Frauen von der Brücke herunter nach Großjasper gelangen konnten. Einige kletterten über und unter den um sich tretenden, beißenden Pferden hindurch.

In wilder Flucht stürmte alles auf der anderen Seite von der Brücke. Menschen stürzten, wurden niedergetrampelt. Einige wenige brachten sich noch rechtzeitig in Sicherheit.

»Carver«, sagte die Weiße. Ihre Stimme klang abgehackt. »Geht jetzt und sorgt dafür, dass man sich um die Toten und Verwundeten kümmert. Ihr seid schneller als ich, und ich muss sehen, wie die Sache endet.«

Luxlord Schwarz war zur Tür hinaus, bevor sie zu Ende gesprochen hatte.

Vierhundert Schritt weit draußen. Dreihundert.

Die Weiße streckte eine Hand aus, als könne sie den Meeresdämon allein mit ihrer Willenskraft abwehren. Halblaut flüsterte sie unaufhörlich drängende Gebete.

Zweihundert Schritt. Einhundert.

Eine zweite dunkle Form schoss plötzlich von der anderen Seite unter der Brücke hindurch, und der gewaltige Zusammenstoß mit dem Meeresdämon ließ das Wasser dreißig Meter in die Höhe schießen. Der Meeresdämon wurde in die Luft

geschleudert, flog gekrümmt zur Seite. Eine schwarze Gestalt, selbst riesig, aber doch winzig im Vergleich zum Meeresdämon, hatte ihn von unten getroffen. Beide stürzten krachend zurück ins Wasser, keine zwanzig Schritt vom Lilienstiel entfernt.

Die gewaltigere Körpermasse des Meeresdämons trieb seinen Leib bis hin zur Brücke und ließ eine Wand aus Wasser an die Brückenröhre knallen und darüber hinwegfluten. Das gesamte Bauwerk wurde von der Wucht der Welle erschüttert – aber nicht zerschmettert.

Im Sprühnebel aus Wasser und Blas tauchten eine Schwanzflosse und ein schwarzer Hinterleib auf. Dieser krachte auf den Meeresdämon herab, und dann schoss der Wal aus der Bucht von Kleinjasper hinaus. Seewärts, weg von der Brücke.

»Ein Wal«, hauchte die Weiße. »War das ...«

»Ein Pottwal, Hohe Herrin«, erklärte Gill. Er hatte die Geschichten über diese Raufbolde des Meeres stets geliebt. »Ein schwarzer Riese. Mindestens dreißig Schritt lang, mit einem Kopf wie ein Rammbock. Ich habe nie von einem so großen gehört.«

»Es gibt in der Azurblauen See keine Pottwale mehr. Schon seit ...«

»Vierhundert Jahren. Seit die Ewigdunklen Pforten geschlossen wurden. Obwohl ein paar noch weitere hundert Jahre überlebt haben oder vielleicht auch ... Bitte entschuldigt, dass ich Euch ins Wort gefallen bin«, sagte Gill.

Sie schenkte ihm keine Beachtung. Sie waren alle zu sehr auf das Geschehen konzentriert. Der Meeresdämon war offensichtlich benommen. Sein rot glühender Körper hatte sich blau verfärbt und war unter die Wasseroberfläche gesunken, aber schon während das Meer noch immer von den Erschütterungen des Zusammenstoßes aufgewühlt war, konnten sie das rote Leuchten von neuem aufglühen sehen. Das Wasser zischte.

Eine von dem großen Körper unter den Wellen ausgelöste Wasserbewegung schloss sich an, und das Ungetüm machte kehrt und nahm Fahrt auf – um dem Wal nachzujagen.

Die Weiße sagte: »Diese Walart ist angeblich ziemlich aggress...«

Vierhundert Schritt vom Ufer entfernt erfolgte eine weitere Wassereruption, als die beiden Riesen erneut zusammenstießen.

Pottwale waren in der Azurblauen See die einzigen natürlichen Feinde der Meeresdämonen gewesen. Aber die Meeresdämonen hatten sie vor langer Zeit restlos ausgerottet. Angeblich.

Sie sahen zu, wie die Giganten abermals aneinandergerieten, diesmal weiter draußen, weiter südlich. Schweigend beobachteten sie das Geschehen, während sich unter ihnen die Rettungskommandos daranmachten, den Lilienstiel zu räumen.

»Ich habe gedacht, diese Wale seien für gewöhnlich ... blau?«, wollte die Weiße von Gill wissen, ohne sich vom Meer abzuwenden.

»Dunkelblau oder grau. Es werden noch weiße erwähnt, aber das ist möglicherweise ein Mythos.«

»Dieser schien schwarz, nicht wahr? Oder liegt es daran, dass meine Augen immer schlechter werden?«

Die Brüder sahen einander an.

»Schwarz«, sagte Gill.

»Definitiv schwarz«, beteuerte Gavin.

»Bilhah«, wandte sich die Weiße an ihre Kammersklavin. Es war, soweit sich Gavin erinnerte, das erste Mal, dass sie sie beim Namen nannte. »Welcher Tag ist heute?«

»Das Fest von Licht und Dunkelheit, Herrin. Der Tag, an dem Licht und Dunkel darüber streiten, wem der Himmel gehört.«

Die Weiße drehte sich immer noch nicht um. Leise sagte

sie: »Und zur Tagundnachtgleiche, wenn wir wissen, dass das Licht sterben muss, wenn ein Sieg nicht möglich ist, werden wir gerettet – nicht von einem weißen Wal, sondern von einem schwarzen.«

Die anderen nickten weise, und Gavin hatte das Gefühl, gerade einen bedeutsamen Moment zu verpassen. Er ließ seinen Blick in die Runde schweifen. »Und?«, fragte er. »Was bedeutet das?«

Gill schlug ihm auf den Hinterkopf. »Nun ja, genau das ist die Frage, nicht?«



Aus Gavin Guiles Handflächen blutete es in einem warmen, dicken Grau auf den glitschigen Ruderschaft. Er hatte geglaubt, für einen Mann, der vorwiegend mit Worten arbeitete, recht ansehnliche Schwielen zu haben, aber nichts kann einen wirklich auf zehn Stunden pro Tag am Ruder vorbereiten.

»Riemen!«, wandte sich Nummer sieben mit erhobener Stimme an die Aufseherin. »Mehr Verbände für *Seine Heiligkeit*.«

Seine Worte ließen auf so manchem bleichen Gesicht ein Grinsen aufscheinen, doch verlangsamten die Galeerensklaven ihr Tempo nicht. Die großen Kalbsledertrommeln dröhnten im Takt wie der Pulsschlag eines Wals. Diese Geschwindigkeit hielten die geübten Männer den ganzen Tag über bei, wenn auch nur mit Mühe. Auf jeder Bank saßen drei Männer, und bei Bedarf konnten zwei von ihnen das Ruder lange genug allein bedienen, um ihren dritten Mann trinken, essen oder den Eimer benutzen zu lassen.

Die »Riemen« genannte Frau kam mit einer Leinenrolle. Sie bedeutete Gavin, die Hände auszustrecken. Riemen war die stämmigste Frau, der er je begegnet war, und er hatte seit zwanzig Jahren jede Schwarzgardistin kennengelernt. Er nahm seine blutigen Klauen von den Rudern. Er konnte die Finger weder öffnen noch schließen, und es war noch nicht einmal Mittag. Sie würden bis Einbruch der Dunkelheit rudern. Zu dieser Jahreszeit bedeutete das sechs weitere Stunden. Strap rollte das Leinentuch auseinander. Es schien verkrustet.

Gavin ging davon aus, dass es für ihn schlimmere Dinge zu befürchten gab als eine Infektion. Doch als sie nun seine Hände mit geschickten, wenn auch unsanften Bewegungen umwickelte, roch er etwas Kraftvolles, Harz, überlagert von etwas wie Gewürznelken, und er hörte das leise, bebende Splittern von zerbrechendem, ultraviolettem Luxin.

Für einen Moment war der alte Gavin zurück, und in Gedanken suchte er nach Möglichkeiten, wie er sich die Dummheit dieser Leute zunutze machen könnte. Es war schwierig, direkt von zerbrechendem Luxin zu wandeln, aber für Gavin Guile war nichts schwierig. Er war das Prisma; es gab nichts, was er nicht tun ...

Es gab nichts, was er *tun* konnte. Nicht mehr. Er war farbenblind geworden. Er konnte überhaupt nichts mehr wandeln. Im schwachen Licht der langsam schwingenden Laternen verschwamm die Welt in Grauschattierungen.

Riemen zog den letzten Knoten auf seinem Handrücken zu und knurrte. Gavin verstand das als sein Signal und hob die erschöpften Arme zurück ans Ruder.

»V-v-verhindert Infektion«, sagte einer seiner Rudergefährten, Nummer acht, aber manche der Männer nannten ihn Fuckelot. Gavin hatte keine Ahnung, warum. Die Ruderer bildeten eine raue Gemeinschaft mit ihrem eigenen Jargon und

ihren ganz eigenen Witzen, und er gehörte nicht dazu. »Hier unten im Schiffsbauch kann dich eine Infektionen so schnell töten wie ein Tritt.«

Ultraviolettes Luxin verhinderte Infektionen? Das lehrte die Chromeria nicht, aber deshalb musste es nicht falsch sein. Vielleicht war es auch einfach eine der Neuentdeckungen seit Kriegsbeginn, und niemand hatte ihm davon berichtet. Aber seine Gedanken wanderten stattdessen zu seinem Bruder, der sich in seiner Gefangenschaft die eigene Brust aufgeschlitzt hatte. Wie war es möglich, dass der Gefangene in der Hölle, die er selbst für ihn geschaffen hatte, keiner Infektion erlegen war?

War der Wahnsinn des Gefangenen, der Gavin zu dem Schluss geführt hatte, er müsse seinen Bruder töten, gar kein Wahnsinn gewesen, sondern nur Fieber?

Doch jetzt war es ohnehin zu spät. Er erinnerte sich wieder daran, wie seinem Bruder Blut und Hirnmasse aus dem Schädel gequollen waren und die Wand seiner Zelle rot gefärbt hatten.

Gavin legte seine verbundenen Hände wieder auf das stark abgenutzte Ruder, dessen Schaft mit dem Schweiß, dem Blut und dem Öl vieler Hände getränkt war.

»Rücken gerade, Sechs«, sagte Nummer acht. »Du kriegst einen Hexenschuss, der dich umbringt, wenn du alles mit dem Rücken machst.« So viele Wörter ohne einen Fluch, das grenzte an ein Wunder.

Acht hatte sich irgendwie Gavins angenommen. Gavin wusste, dass es nicht reine Wohltätigkeit war, die den drahtigen Angari veranlasste, ihm zu helfen. Gavin war der dritte Mann an ihrem Ruder. Je weniger Gavin schuftete, umso mehr mussten sich Sieben und Acht ins Zeug legen, um Schritt zu halten, und Kapitän Kanonier legte Wert auf Geschwindigkeit. Er war nicht scharf darauf, sich noch länger nahe am Ort des Falls von Ru aufzuhalten.

Noch eine Woche, dann würde die Chromeria Piratenjäger aussenden: Freibeuter, die per schriftlicher Verfügung ermächtigt waren, die Sklavenfänger zu jagen, die über die Wracks der Invasionsflotte hergefallen waren und Schiffbrüchige gerettet hatten, um sie zu versklaven. Meist versuchten die Sklavenfänger, für jene, die wohlhabende Verwandte hatten, ein Lösegeld zu erpressen, aber viele dieser Schiffe würden sicherlich direkt die großen Sklavenmärkte von Ilyta ansteuern, wo sie ihre menschliche Fracht straflos abladen konnten. Andere würden näher gelegene Sklavenmärkte anlaufen, wo Beamte ohne Skrupel für die entsprechenden gefälschten Dokumente sorgen würden, die bestätigten, dass diese Sklaven in fernen Häfen legal an Bord genommen worden waren. So mancher Sklave dürfte dabei seine Zunge verlieren, damit er seine Geschichte nicht weiter erzählen konnte.

Dahin habe ich meine Leute geführt, Karris. In Sklaverei und Tod.

Gavin hatte einen Gott getötet und die Schlacht trotzdem verloren. Als der Gottesbann aus den Tiefen aufgestiegen war, hatte er die Flotte der Chromeria zerschmettert, ihre Hoffnungen zusammen mit all dem vielen Treibgut über Bord geworfen.

Wenn ich zum *Promachos* erklärt worden wäre, wäre es nicht passiert.

Die Wahrheit aber war, dass Gavin nicht nur seinen Bruder hätte töten sollen; er hätte auch seinen Vater töten sollen. Selbst wenn er noch ganz am Ende Kip geholfen hätte, Andross Guile zu erdolchen, statt die beiden trennen zu wollen, wäre Andross nun tot, und Gavin läge wohlbehalten in den Armen seiner Frau.

»Hast du je das Gefühl gehabt, dass du nicht hart genug durchgegriffen hast?«, wandte sich Gavin an Sieben.

Der Mann ruderte drei kräftige Züge, bevor er schließlich antwortete. »Weißt du, wie man mich hier nennt?«

»Ich glaube, jemand hat dich Orholam genannt, oder? Vielleicht weil du Sitz Nummer sieben hast?« So wie die Sechs die Zahl des Menschen war, so war die Sieben Orholams Zahl.

»Das ist nicht der Grund.«

Eigentlich ein freundlicher Typ. »Warum dann?«

»Du bekommst keine Antworten auf deine Fragen, weil du sie nicht abwartest«, entgegnete Orholam.

»Ich habe in meinem Leben wahrlich schon genug gewartet, alter Junge«, sagte Gavin.

Noch zwei weitere lange Ruderzüge, dann meinte Orholam: »Nein. In allen drei Punkten: nein. Ein dreimaliges Nein. Aller guten Dinge sind drei – manche Leute achten darauf.«

Ich nicht. Geh zum Teufel, Orholam. Und der, nach dem du benannt bist, gleich mit.

Mit schmerzverzogenem Gesicht stellte sich Gavin der vertrauten Qual des Ruderns und fügte sich wieder in das Rudertempo ein: ausholen und strecken, sich gegen die Fußbank stemmen und durchziehen. Auf dem *Bitteren Kolben* arbeiteten über hundertfünfzig Ruderer, achtzig Mann auf diesem Deck und siebzig auf dem Deck darüber. Öffnungen zwischen den Decks stellten sicher, dass Trommeltöne und Befehle oben wie unten gehört wurden.

Aber nicht nur Geräusche fanden ihren Weg zwischen dem oberen und dem unteren Deck. Gavin hatte gedacht, dass sein Geruchssinn nach einigen Tagen völlig abgestumpft war, aber es schien immer neue Düfte zu geben, die seine Nase attackierten. Die Angari sahen sich gern als ein sauberes Volk, und vielleicht waren sie das auch – Gavin hatte keinerlei Anzeichen von Ruhr oder Schweißfieber bei den Galeerensklaven entdeckt, und jeden Abend machten unter den Sklaven Eimer die Runde; der erste war voller Seifenwasser, mit dem sie sich benetzen konnten, und der zweite gefüllt mit sauberem Meerwasser zum

Abspülen. Doch was verschüttet wurde und nach unten rann, tropfte natürlich auf die Sklaven im unteren Deck und sickerte, noch schmutziger geworden, hinab in die Bilge. Die Decks waren immer glitschig, der Schiffsraum heiß und feucht, jeder schwitzte beständig, die Belüftung durch die Luken war unzureichend, es sei denn, der Wind wehte stark, und von der Flüssigkeit, die vom Deck darüber auf Gavins Kopf und Rücken tropfte, ging ein verdächtiger Gestank aus.

Schritte trappelten die Stiegen herab, der leichte Tritt eines erfahrenen Seemanns. Finger schnippten an Gavins Ohr, aber er wandte nicht einmal den Kopf. Er war jetzt ein Sklave; er musste seine Rolle spielen, oder er würde für seine Unverschämtheit verprügelt werden.

Riemen nahm Gavins Hände vom Ruder, schloss die Ketten auf und piff Nummer zwei heran. Die Nummern eins und zwei standen an der Spitze der ständigen Veränderungen unterworfenen Sklavenhierarchie: Sie durften vorn sitzen und sich ausruhen sowie ohne Ketten Botengänge erledigen, und sie mussten meist nur rudern, wenn ein anderer Sklave krank oder vor Erschöpfung ohnmächtig wurde.

Nachdem Riemen ihm die Hände hinter dem Rücken gefesselt hatte, sah sich Gavin Kapitän Kanonier gegenüber, der am oberen Ende des Treppenaufgangs stand. Kanonier war Ilytaner, mit nachtschwarzem Haar und einem wilden, gelockten Bart. Über seinem nackten Oberkörper trug er ein offenes, kostbares Brokatwams und dazu eine weite Matrosenhose. Sein Auftreten hatte die einnehmende Intensität eines Wahnsinnigen oder Propheten. Er führte Selbstgespräche. Er redete mit dem Meer. Er glaubte, nicht seinesgleichen zu haben, weder auf Erden noch im Himmel – und was das Abfeuern von Waffen jeder Größe betraf, hatte er nicht ganz unrecht. Vor nicht allzu langer Zeit war Kanonier von einem Schiff gesprungen, das Gavin

kurz zuvor in Brand gesteckt und mit Schüssen durchlöchert hatte. Gavin hatte Kanonier aus einer Laune heraus das Leben geschenkt.

Was du anderen an Gutem tust, bringt dich um.

»Komm nach oben, kleiner Guile«, sagte Kapitän Kanonier.

»Mir gehen die Gründe aus, dich am Leben zu lassen.«



Aus Kips Handflächen blutete es in einem leuchtenden Rot auf das glitschige Ruder in seinen Fingern. Auf den Innenflächen hatten sich Blasen gebildet. Die Blasen hatten sich mit farbloser Flüssigkeit gefüllt, und die empfindliche Haut darunter war aufgerissen. Blut hatte sich wie rotes Luxin mit der Blasenflüssigkeit vermischt. Die unablässig am Ruder aufgescheuerten Blasen platzten und bluteten. Er verlagerte seinen Griff. Neue Blasen bildeten sich, farblos. Füllten sich mit Rot. Platzten.

Doch er sah die Farbe nicht. Konnte gar nichts sehen. Er konnte sich die Farben nur vorstellen, die auf ihn warteten, sobald er die Augenbinde loswurde, die Zymun ihm umgelegt hatte, um ihn am Wandeln zu hindern. Zymun, der Polychromat, der sich dem Farbprinzen angeschlossen hatte. Zymun, der in Rektion versucht hatte, Kip zu töten, und der in Garriston einen Mordanschlag auf Gavin verübt hatte. Zymun, der auch jetzt eine Pistole auf Kips Kopf gerichtet hielt. Zymun, sein Halbbruder.

Zymun, den er töten würde.

»Worüber lächelst du?«, fragte Zymun.

Das Ruderboot hüpfte und schlingerte auf den Wellen, wie

schon während der beiden letzten Tage. Ohne die Hilfe seiner Augen konnte sich Kip nicht durch das Chaos der Wellen hindurchschlängeln, nicht im richtigen Moment rudern und dann pausieren, wenn es angebracht war. Von Zeit zu Zeit zog er an einem Ruder und spürte, wie es aus dem Wasser glitt. Er zögerte hilflos, bis Zymun eine Richtungsangabe blaffte. Zwei Tage ging das nun schon so. Zwei qualvolle Tage lang.

Am ersten Tag hatte es der Augenbinde eigentlich nicht bedurft: Kips Augen waren angeschwollen gewesen. Während der Schlacht hatte er sich versehentlich selbst getroffen, und dann hatte ihm Zymun einen Hieb ins Gesicht versetzt. Er hatte ein Dutzend kleiner Schnittwunden auf der linken Seite seines Gesichts und an seinem linken Arm, die er sich zugezogen hatte, als eine Zinne des grünen Gottesbanns, von einer Kanonenkugel getroffen, zu Granatsplittern zerborsten war. Andross Guile hatte ihm einen Dolch in die Schulter gerammt und ihm eine Schnittwunde über den Rippen zugefügt.

Wäre da nicht seine Schwarzgardisten-Ausbildung während der letzten Monate gewesen sowie die Tatsache, dass eine Waffe auf seinen Kopf zielte, hätte sich Kip nicht einmal rühren können. Unter den gegebenen Umständen verwandelte die unvertraute Anstrengung seine Muskeln zu einer unbeholfenen, zitterigen Masse. Sein Rücken war die reine Qual. Seine Beine, die er ständig anspannen musste, während er versuchte, in dem hüpfenden Boot nicht das Gleichgewicht zu verlieren, waren die Hölle. Seine Arme und Schultern waren irgendwie sogar noch schlimmer dran. Und seine Hände erst! Gütiger Orholam, es war, als hätte er sie in pures Elend getaucht. Seine verbrannte linke Hand, deren Heilung zuvor allmählich eingesetzt hatte, war jetzt eine Klaue. Es tat weh, sie zu krümmen, es tat weh, sie zu lockern, es tat weh, gar nichts zu machen.

Kip war fett, verängstigt und völlig fertig.

»Mehr nach Backbord«, befahl Zymun gelangweilt. Er hielt nicht genug von Kip, um weiterzuverfolgen, warum er gelächelt hatte. Er war zu schlau, um sich Kip wegen jeder kleinen Provokation vorzunehmen, und der Wellengang war heute zu stark, als dass er das Risiko eingegangen wäre, um einer flüchtigen Freude willen das Gleichgewicht zu verlieren.

Kein einziges Mal hatte er angeboten, Kip an den Rudern abzulösen.

Nur die Angst hielt Kip aufrecht. Es war anstrengend, sich zwei Tage lang pausenlos zu fürchten, und allmählich begann es, Kip ein klein wenig zornig zu machen.

Aber was konnte er tun? Er war blind und so schwach, dass er nicht einmal einen Kampf gegen ein Kätzchen gewonnen hätte; seine Muskeln würden bestimmt bei jeder Bewegung verkrampfen oder ihren Dienst versagen. Zymun beherrschte das Spielfeld. Er hatte die Karten in der Hand: sechs Farben und eine Waffe.

Aber sobald Kip das Ganze so betrachtete, als sei es ein Neun-Könige-Spiel, schwand seine Panik dahin. Er stellte sich vor, das Spiel mit der Geduld eines Blauen zu analysieren. Konnte Zymun ein auch nur annähernd so furchteinflößender Gegner sein wie Andross Guile? Nein. Aber wenn man ein fürchterliches Blatt auf der Hand hatte, konnte man auch gegen einen schlechten Gegner verlieren.

Zymun konnte Kip jeden Augenblick töten. Mühelos und ohne Strafverfolgung oder sonstige Vergeltung fürchten zu müssen, denn niemand würde es je erfahren.

Also, so weit, so schlecht – aber was bedeutete das?

Kips bester Trumpf war Zymuns Faulheit. Zymun wusste, dass sie rudern mussten, ansonsten könnten sie Piraten in die Hände fallen und versklavt werden. Zymun wollte nicht selbst rudern, daher würde Kip nichts passieren, solange er Zymun

nicht so sehr verärgerte, dass er seine Faulheit überwand, und nicht irgendeine Situation eintrat, in der Zymun ihn nicht mehr brauchte.

Zymun hatte hervorragende Karten, aber eine hervorragende Karte, die man nie spielt, ist eine wertlose Karte.

Zymun hatte eine lächerlich übersteigerte Meinung von sich selbst – er hatte bereits ausführlich über all die Dinge gesprochen, die er unternehmen würde, sobald er die Chromeria erreicht hatte. Kip kam in diesen Geschichten nicht vor, was Kip bereits alles sagte, was er über seine eigene Zukunft zu wissen brauchte. Aber Zymuns übersteigerte Selbsteinschätzung bedeutete auch, dass er andere in gleichem Maße unterschätzte. Kip tat so, als ob er sich geschlagen gebe, und Zymun ließ sich davon täuschen. Natürlich war er der Überlegene, so glaubte er. Und dass diese Tatsache Kip natürlich am Boden zerstört habe, dass er begriff, wie hilflos er war.

»Ich hatte wirklich erwartet, dass dich in Garriston die Haie erwischen würden«, sagte Kip und legte widerstrebende Bewunderung in seine Stimme.

Bei all seiner Arroganz war Zymun kein Idiot. Sobald die Sonne unterging, verlor er den Vorteil, den ihm das Luxin gab. Dann hatte er nur noch drei Trumpfkarten: die Pistole, Kips Verletzungen sowie die Tatsache, dass seine eigenen Muskeln nicht von einem Dutzend Stunden mörderischer Anstrengung ruiniert waren. Jedes Mal, wenn sich Kip in der vergangenen Nacht auf seinem Platz vorn unter der Bank in ihrem kleinen Boot im Schlaf umgedreht hatte, war Zymun sofort aufgewacht, die bereits gespannte Steinschlosspistole auf Kip gerichtet.

Die Wahrscheinlichkeit, versehentlich erschossen zu werden, wenn Zymun im Schlaf zusammenzuckte, war deprimierend hoch.

»War kein angenehmes Bad«, sagte Zymun. Nach kurzem

Schweigen fügte er hinzu: »Ich hatte erwartet, dass der Wasserfall in Rektion dich erwischen würde.«

Verärgert hätte der schnippische Kip beinahe ihr nächstes Treffen zur Sprache gebracht – in dem Rebellenlager, als Zymun Kip nicht erkannt hatte. Aber es war nicht gerade ein Beweis von gesundem Menschenverstand, jemanden zu verhöhnen, der über eine Vielzahl sicherer Möglichkeiten verfügte, einen umzubringen.

»Da haben wir wohl noch etwas anderes gemeinsam«, erwiderte Kip. »Wir sind schwer zu töten.« Er hätte sich nicht die Mühe zu machen brauchen, irgendwelche illusorischen Bande zwischen ihnen herstellen zu wollen. Zymun war so gefühllos wie ein Reptil. Die meiste Zeit über musste der Kerl das bestimmt zu verbergen suchen, überlegte Kip. Ihm gegenüber tat er das nicht. Ein weiteres Indiz dafür, dass Kip nicht mehr viel Zeit blieb.

»Das Blut der Guiles fließt in unseren Adern«, sagte Zymun. »Aber du wirst auf ewig ein Bastard bleiben. Ich werde Großvater beweisen, wer ich bin, und zum Erben werden. *Dem Erben.*«

Kip ruderte. »Bist du dir sicher?«, fragte er. »Dass Karris deine Mutter ist? Ich habe niemals auch nur das leiseste Gerücht darüber gehört.« Er fand es unerträglich, eine Augenbinde zu tragen und genau auf den Klang von Zymuns Stimme hören zu müssen, statt nach den flüchtigen Zuckungen und Grimassen Ausschau zu halten, die vielleicht die Wahrheit verrieten.

»Sie war mit dem Prisma verlobt, als sie mich gezeugt haben. Das macht mich in den Augen der meisten Menschen zum legitimen Nachkommen. Als er ihr Verlöbnis aufgelöst hat, ist sie zu Verwandten gegangen.«

»Nach *Tyrea?*«, fragte Kip. Dort hatte er Zymun zum ersten Mal gesehen – als der sich den Anweisungen seines Meisters

widersetzt und Feuerbälle auf Kip geschleudert hatte. So hatte er Kip dazu gezwungen, in den Wasserfall zu springen.

»In den Blutwald. Eine kleine Stadt namens Apfelhain. Ich bin erst später nach Tyrea gegangen. Es war der einzige Ort außerhalb der Chromeria, wo ich wandeln lernen konnte.«

»War das Großvaters Idee?«, hakte Kip nach. Es klang ganz nach Andross Guile. Verschaffe dem Jungen Erziehung und Ausbildung und halte ihn von der Bildfläche fern. Die ideale versteckte Karte. Während er so zur perfekten Waffe geschliffen wurde, war Zymun zugleich jede Möglichkeit genommen, in der Chromeria seinen eigenen Kreis von Verbündeten aufzubauen. Er wäre ideal, um ihn gegen Gavin oder das Spektrum einzusetzen, aber für Andross selbst würde er keine Gefahr darstellen. Der Junge begriff nicht einmal, wie zynisch sich Andross seiner bediente.

Vermutlich bin ich selbst ein wenig zynisch geworden, weil ich das alles so deutlich sehe. Oder vielleicht bin ich auch nur dort zynisch, wo Andross Guile mit im Spiel ist.

Wie auch immer – Zymun antwortete nicht. Vielleicht antwortete er auch mit einem Nicken.

Über zwei Tage hinweg hatte Zymun kein einziges Mal nach Karris gefragt. Er schien der Ansicht zu sein, dass ihre Stellung in der Schwarzen Garde sie zwar als Mutter akzeptabel machte, ihr selbst aber nicht genug Macht verlieh, um wirklich interessant zu sein. Er sparte sich seine Fragen auf, um sich für sein Treffen mit Andross Guile zu rüsten. Kip wünschte sich, dessen Zeuge sein zu können.

Als Kips Ruder das nächste Mal aus einer Welle glitt, hustete er heftig. Er schnaubte in seine Hand und schob die Augenbinde ein ganz klein wenig seine Nase empor. Husten, selbst ein nur vorgetäushtes Husten, tat höllisch weh. Er hatte eine Menge Meerwasser geschluckt, als er in die Azurblaue See gesprungen war, um Gavin Guile zu retten.

Er hatte sich einst selbst als den Schildkrötenbären betrachtet, mit einer speziellen Begabung dafür, Betrafungen wegzustecken. Er musste sich wirklich mal eine andere spezielle Begabung zulegen. Die hier war fürchterlich.

Kip ruderte weiter. Zymun hatte ihn gezwungen, sein Hemd auszuziehen – damit er es sehen konnte, wenn Kip versuchte, Luxin zu horten, und um sich selbst damit zu wärmen. Die Wolkendecke und der Herbstwind sorgten am Morgen und abends für empfindliche Kühle. Durch sein Rudern und Schwitzen fiel Kip die mangelnde Wärme aber nicht sonderlich auf.

Am Ende jedes Ruderschlages, wenn er den Kopf ganz automatisch in den Nacken legte, wandelte Kip ein winziges bisschen Blau unter der Augenbinde. In dem schwachen, grauen, durch Wolken gefilterten Licht war die See eine Nebeluppe, und seine Wimpern und die Augenbinde ließen kaum noch Farbe hindurchdringen, doch er brauchte nicht viel. Er konnte nicht viel auf einmal aufnehmen, sonst würde Zymun es womöglich bemerken. Da er jedes Mal nur ganz wenig nahm, war Kips Haut dunkel genug, um das Luxin zu tarnen, während es von seinen Augen über sein durch die Augenbinde verdecktes Gesicht den Rücken hinunterwanderte und, außer Sicht, unter der Haut seiner Beine und seines Hinterns verschwand. Zymun hatte einige Male seinen Schädel und die von der Augenbinde verdeckte Haut kontrolliert, daher konnte Kip gar nicht vorsichtig genug sein.

Jetzt, da er sich sicher war, dass Kip nicht wandeln konnte, ging Zymun davon aus, dass Kip bei Nacht angreifen würde, wenn Zymuns eigene Fähigkeiten am schwächsten waren. Aber als ein Vollspektrum-Polychromat wusste Kip, dass Schwäche keine Sache der Farben war. Wenn die Zeit nur knapp genug war, machte es keinen Unterschied, ob Zymun über ein Dutzend sichere Methoden verfügte, ihn zu töten, oder bloß über

eine. Und wenn Zymun, eben weil er ein Dutzend Tötungsmöglichkeiten hatte, leichter zu überraschen war, als wenn er nur eine einzige hätte, dann machten ihn diese zusätzlichen Möglichkeiten letztendlich sogar schwächer.

Manche denken, dass man Neun Könige gegen den Menschen spielt, nicht gegen die Karten. Es klingt klug, ist aber selten wahr.

Am späten Nachmittag hatte Kip genug Luxin. Es kostete ihn seine ganze Konzentration, zu rudern und den Schmerz zu verdrängen und dabei langsam das Luxin seinen Rücken und seinen Nacken hinauf bis in seine Kopfhaut zu ziehen. Um Luxin zu wandeln, musste es sich mit Blut verbinden. Die meisten Wandler wählten die Methode, die Haut an ihren Handgelenken oder unter den Fingernägeln aufzureißen. Nach einer Weile bildete sich Narbengewebe, der Körper passte sich an. Aber man *musste* das Luxin nicht durch eine Stelle am Körper drücken, die man zuvor schon verwendet hatte, und Kip hatte das auch nicht vor. Mit jedem verschenkten Sekundenbruchteil wurde sein Tod wahrscheinlicher.

Das kleine bisschen Blau, das er in sich aufgesogen hatte, ließ alles so logisch erscheinen. Kips Sinne waren geschärft und filterten das Rauschen des Windes und seinen eigenen keuchenden Atem heraus. Er erahnte, dass Zymun ihm direkt gegenüber saß. Kip wusste, wo die Bank war, und an der Art, wie das Ruderboot gleichmäßig im Wasser lag, konnte er erkennen, dass Zymun in der Mitte der Bank saß. Kip konnte von Zeit zu Zeit hören, wie sich Zymun auf seinem Platz bewegte, wenn er hinter sie oder zum Ufer blickte.

Das Blau konnte Geräusche jedoch nicht dämpfen, sondern sie nur filtern. Der böige Wind machte einen großen Teil der Informationen, die Kip hätten hilfreich sein können, unbrauchbar. Noch konnte das Blau all die Qual seines Körpers betäuben.

Kip hatte mit seinen schwindenden Kraftreserven so gut wie möglich gehaushaltet und sich eine Spur erschöpfter gestellt, als er tatsächlich war, so dass er sich nach jedem Ruderschlag einen Moment der Erholung gönnen konnte – so wog er Zymuns Faulheit gegen sein eigenes Überleben ab.

Es musste heute sein. Und es musste bald sein. Er hatte nicht mehr viel Kraft übrig.

Kip krümmte sich zusammen, ächzte vor Schmerz und ließ die Ruder los. Er täuschte einen Wadenkrampf vor. Die Bewegung war so schnell, dass sie ihm vermutlich beinahe eine Pistolenkugel zwischen die Augen eingetragen hätte. Mit beiden Händen massierte er sein Bein, schätzte ab, bewegte probeweise, streckte nicht nur die Beine, sondern auch die Hände und Arme.

Ein plötzliches Schnauben und ein kurzer Aufschrei wurden laut.

Er stemmte die Beine weiter auseinander als zuvor, wodurch sie weniger fürs Rudern tauglich, aber hoffentlich besser für einen plötzlichen Sprung in Stellung waren, lehnte sich wieder auf seinen Platz zurück und tastete blind nach den Rudern. Er tat so, als habe er nichts bemerkt, aber er war halb gestorben.

Zymun musste kurz eingenickt gewesen sein. Kip hatte seinen Feind geweckt. Wenn er mit seinen vom Blau geschärften Sinnen doch nur noch ein paar Sekunden gewartet hätte ...

Hatte er aber nicht. Das half ihm jetzt nicht weiter. Und Hauptmann Eisenfaust hatte ihnen eingeschärft: Zurückblicken nutzt nichts. Grüble über deine Fehler nach, wenn du in Sicherheit bist. Aber *bring* dich zuerst in Sicherheit.

»Wenn du glaubst, ich würde dir helfen, bist du verrückt«, sagte Zymun.

Der Schmerz der Armbewegung ließ Kip aufstöhnen. Er wusste nicht, ob er noch die Kraft haben würde, um einen Satz

durch das Boot zu machen. Er tastete blind um sich, verfehlte die Ruder, die er losgelassen hatte. Dann sagte er: »Je länger ich nach den Rudern suche, desto länger kann ich mich ausruhen.«

»Die rechte Hand. Nach oben und nach vorn. Noch ein Stück weiter hoch. Nimm die Kette, Dummkopf.«

Das in seiner Dolle befestigte Ruder hüpfte auf und ab und schwankte mit der Bewegung der Wellen hin und her. Es klatschte gegen Kips Fingernägel. Kip ächzte. Er krümmte das Handgelenk, um an seine Fessel zu kommen, und folgte der Kette zum Ruder. Er hatte die Kette nicht vergessen. Aber lieber dumm wirken.

Und besser nicht den Eindruck erwecken, als würde er die genaue Länge dieser Kette abschätzen. Kip schnappte sich das Ruder. Dann wiederholte er die Prozedur mit der linken Hand und begann erneut zu rudern.

»Mehr nach Backbord«, sagte Zymun gelangweilt. »Genau so, ja.«

Es gab nur eine Möglichkeit, die Sache erfolgreich durchzuführen. Kip musste Zymun ins Wasser werfen, ohne selbst hineinzufallen. Sobald Zymun einmal im Wasser war, würde seine Pistole nutzlos sein. Er hätte nur Zeit zu einer einzigen Luxin-Attacke, welcher Art auch immer. Da alles Luxin Gewicht hatte, würde diese Aktion – völlig ungeachtet der Farbe des Luxins, das er nach Kip schleuderte – Zymun im Gegenzug tief unter Wasser drücken.

Wenn Zymun ihn mit diesem ersten Angriff verfehlte, hatte Kip eine Chance. Er würde rudern müssen wie ein Verrückter. Sobald er sehen konnte, wie weit sie vom Ufer weg waren, konnte er entscheiden, ob er das Risiko eingehen wollte, umzukehren und Zymun zu töten, oder ob er ihn besser einfach im Meer seinem Schicksal überließ. Nach Zymuns unmöglicher Flucht durch die von Haien wimmelnden Gewässer beim letz-

ten Mal plante Kip, auf Nummer sicher zu gehen und ihn diesmal zu töten . . .

Doch wenn Kip zu langsam war, würde er getroffen werden. Ohne eine Vorstellung davon, in welche Richtung er rudern sollte – und das in seinem geschwächten Zustand –, würde er sterben. Auch wenn er sie beide ins Wasser stürzen ließ, würde er sterben. Selbst wenn Kip gesund wäre – Zymun war der bessere Schwimmer.

Er hatte nur eine winzige Chance. Kip war bereit, sie zu ergreifen. Seine Augen, unter der Binde vorm Licht geschützt, waren nun natürlich geweitet, die Pupillen vergrößert. Er versuchte sie bewusst schmal zu machen, ein Kniff, den jeder erfahrene Wandler von einem Moment auf den anderen einsetzen konnte. Wenn ihn das Licht blendete, würde er nicht treffen. Wenn . . .

Zymuns Gewicht verlagerte sich. »Orholam«, sagte er.

Der Moment war so plötzlich gekommen, dass Kip ihn beinahe verpasst hätte.

»Eine Galeere«, fügte Zymun hinzu. Das blaue Luxin, das Kip aufgenommen hatte, verriet ihm, dass Zymuns Stimme gedämpft war, weil er zur Seite schaute, zu der Galeere hinüber. »Ich glaube, es sind Piraten.«

Jetzt! Blaues Luxin schoss Kip durch die Haut an den Schläfen. Mit Fingern aus blauem Luxin zog er sich die Augenbinde vom Kopf – und sprang.



4

»Ich rieche jeden harzigen Furz, und ich streiche mein Deck ganz grob, kleiner Guile. Rot, grau und knochenweiß, verstehst du? Ich kenne luxinige Gerüche«, sagte Kanonier, als er Gavin auf das Deck des *Bitteren Kolbens* führte. »Oder, das trifft's noch besser, ich streiche alles braun und matschig, klar? Klar?«

Gavin trat mit bleiernem Herzen ans Licht. »Klar«, antwortete er. Weil er statt Hirn Scheiße im Kopf hatte. Lustig, nicht?

»Luxinig? Luxisch? Luxizinisch?«, fragte Kanonier. Der Kerl liebte die Sprache, so wie ein Frauenprügler seine Frau liebt.

»Luxinisch, aber mir gefällt deine Version besser.«

»Pah.«

Es war kurz vor Mittag, und die kabbelige See warf die leichte Galeere stärker hin und her, als Gavin erwartet hätte. Diese angarischen Schiffe waren anders. Aber was zuvor das Wichtigste seines ganzen Lebens gewesen war – das Licht –, erschien ihm nun bedeutungslos. Es war ein trüber, wolkiger Tag, aber dennoch voller Licht – für ein Prisma. Doch dieses Licht küsste seine Haut wie eine Geliebte, die noch einen letzten Moment wartet, bevor sie geht. Wo ihm zuvor die funkelnden Farbspektren eine unvorstellbare Macht verliehen hatten, erfüllten ihn die Grau-, Weiß- und Schwarzschilderungen nun mit Verzweiflung. Er hatte geglaubt, sich an den Verlust seiner Farben gewöhnt zu haben, aber sich diesem Verlust in der Dun-

kelheit eines Gefängnisses zu stellen war das eine, doch etwas ganz anderes war es, sehen zu müssen, dass sein Gefängnis die ganze Welt war. Und Kanonier wusste es. Er hatte in der Nacht seiner Gefangennahme einen einzigen Blick in Gavins Augen geworfen und sofort Bescheid gewusst.

Warum also ist Kanonier jetzt paranoid?

Weil er Kanonier ist.

»Runter auf die Knorpel«, sagte Kanonier.

Gavin sank auf die Knie, die er breit auf dem Deck spreizte, so dass ihn das Rollen des Schiffes nicht umwarf. Er hätte nicht sagen können, ob das Dehnen der Beine ein angenehmer oder ein unangenehmer Schmerz war, aber solange ihm nicht der Kopf oder irgendeine andere wichtige Gliedmaße abgehackt wurde, war jede Pause vom Rudern eine gute Sache.

Kanonier sah ihn an. »Was ist aus dem Gavin Guile geworden, der über den Dreh- und Angelpunkt seiner Wünsche die ganze Welt aushebelte?«

Auf einer gewissen Ebene war es das Klarste, was Kanonier bisher zu ihm gesagt hatte, aber Gavin hatte Kanonier erzählt, dass er nicht Gavin sei. Es war wahrscheinlich eine der dümmsten Sachen, die er im letzten Jahr gemacht hatte, allerdings gab es auch eine Menge Mitbewerber um diese Auszeichnung. »Er ist gestorben.« Das sollte funktionieren, egal welchen Gavin Kanonier meinte.

»Tragisch. Wie?«

Die Kunst im Umgang mit einem Wahnsinnigen bestand darin, niemals Überraschung zu zeigen. Und sie auch nicht zu erwarten. Nun, auch Gavin konnte den Dolch der undurchsichtigen Worte schwingen. »Mir sind die Barmherzigkeiten ausgegangen, bis ich nur noch die Gnade der Musketenkugel übrig hatte. Klickediklack, klickediklack. Bumbum. Fleischsackbarmherzigkeit. Gelbe Zelle rot. Der Leber Tod.«

Kanonier verschränkte die Arme vor der Brust. Er sah Gavin an, als würde er kein bisschen schlau aus ihm. »Wirre Rede.«

»Ich strebe.«

»Böser Knabe.«

»Dein Sklave.«

»Den ich gerettet habe.«

»Vom Seemannsgrabe?«

»Und deine Gabe.«

Er deutete auf seine große weiße Muskete, die einige Schritt entfernt an einem Türrahmen lehnte.

Gavin verstummte, um Kanonier den Sieg zu lassen. Er hätte schon gern einen genaueren Blick auf dieses merkwürdige Ding geworfen, aber Kanonier schien zugleich damit angeben zu wollen und eine paranoide Angst zu haben, dass ihm jemand seinen Besitz stehlen könnte. Gavin durfte dem, was Kanonier kostbar war, nicht allzu viel Aufmerksamkeit schenken. Aber auch nicht zu wenig.

Kanonier lachte, besiegelte seinen Sieg und nahm Gavins Zögern als ein Eingeständnis der Niederlage. Sie hatten dieses Spiel schon früher gespielt. Das lag jetzt viele, viele Jahre zurück. Wenn er sich nicht völlig in der Macht dieses Mannes befände und Kanonier nicht vollkommen wahnsinnig wäre, so dachte Gavin, hätte er ihn vielleicht gemocht. Kanonier fuhr fort: »Ich nehme die Leute, die an Ceres' Busen gewesen sind, nicht allzu ernst. Die wässrigen Küsse ihres Meeres machen die Menschen wahnsinnig, und die Guiles sind sowieso allesamt von Anfang an nicht sonderlich bei Sinnen gewesen. Erzähl geradeaus, ohne Umschweife, so wie eine Musketenkugel fliegt. Bist du Dazen Guile, von den Toten zurückgekehrt? Sag mir das jetzt und nicht nur die halbe Geschichte.«

Was nicht ganz das bedeutete, was es wörtlich bedeutete. Kanoniers Geduld war kürzer als seine Luntten. Also gab Gavin

ihm die Kurzfassung: »Er ist nie gestorben. Ich habe meinen Bruder in der Schlacht von den Getrennten Felsen gefangen genommen. Seine Freunde und Freundinnen sahen besser aus als meine, daher habe ich die Kleider meines Bruders angezogen und seinen Platz eingenommen. Aber vor nicht einmal einem Monat habe ich beschlossen, dass mein eingekerkelter Bruder komplett wahnsinnig geworden war, und ich habe ihn getötet.«

Es war so einfach, die Worte auszusprechen. Gavin hatte geglaubt, dass es unmöglich sein würde, die Wahrheit zu sagen, die zu verbergen er sich so lange so viel Mühe gegeben hatte. Aber er fühlte nichts. Er sollte jetzt doch irgendetwas fühlen, oder?

»Die See, sie schickt mir Mysterien zur Erfrischung«, sagte Kanonier.

Gavin war sich diesmal sicher, dass Kanonier absichtlich das falsche Wort benutzt und eigentlich Erforschung gemeint hatte. »Du bist wirklich erfrischend und weckst neue Lebensgeister. Kein Wunder, dass du Ceres' Liebling bist.«

Kanonier spuckte ins Wasser, aber Gavin konnte erkennen, dass er sich freute. »Du bist *Dazen*? Volltreffer? Direkt ins Schwarze?«

»Ich habe so lange blind ins Dunkle geschossen, dass ich mir jetzt nicht mehr sicher bin, wer oder was ich bin. Doch ich *war* Dazen. Ohne Umschweife, geradeaus geschossen.« Gavin wusste nicht recht, warum er das tat und bei Gesprächen die Sprechmuster der anderen aufnahm. Doch das hatte er schon immer getan, hatte Akzente und eigenartige Ausdrucksweisen nachgeahmt, wenn er zu lange Zeit am gleichen Ort verbracht hatte.

»Das sagst du nur, weil du weißt, dass Kanonier für Dazen gearbeitet hat«, erwiderte Kanonier. »Du lügst. Versuchst dir einen Vorteil zu verschaffen.«

»Na klar. Und bevor ich meinen Bruder getötet habe, hat er mir erzählt, dass dein Geburtsname Uluch Assan war. Du warst ihm so wichtig, dass das seine letzten Worte gewesen sind.«

Kanoniers Augen glitzerten gefährlich. »Nicht unmöglich für ein Prisma, einen alten Namen in Erfahrung zu bringen.«

»Bevor du eingewilligt hast, für mich zu arbeiten – für mich, Dazen –, vor all den Jahren, hast du mir Lügengeschichten darüber erzählt, wie du einen Meeresdämon getötet hast; damals, als wir in den Sklavenquartieren saßen und diesen abscheulichen Pfirsichlikör tranken. Und als du beteuert hast, dass es so etwas wie ultraviolettes Luxin unmöglich geben könne, da haben wir ein kleines Spiel mit einer Gänsefeder gespielt, um deine Zweifel zu ersticken.«

Ein beunruhigter Blick glitt über die Züge des Piratenkapitäns. »Kanonier hat drei Versuche gebraucht, um diese verdammte tanzende Feder zu treffen. Aber die Feder war von einem Adler, keiner Gans.«

Es hatte keinen Sinn, ihn zu korrigieren. Gavin fuhr fort: »Ich hatte befürchtet, dich so wütend gemacht zu haben, dass du nicht für mich arbeiten würdest. Also habe ich dich sie treffen lassen ... beim sechsten Versuch, du verdammter Lügner.«

Kanonier erstarrte. Mist. Der Kerl erzählte so oft Lügen, um sich größer zu machen, als er war, dass er vielleicht seine Version für die Wahrheit hielt. Wohl nicht das richtige Schlachtfeld für dich, Gavin. Kanonier schritt plötzlich davon, in Richtung Mittschiff.

Gavin, auf seinen schmerzenden Knien, blieb, wo er war. Das Dehnen war jetzt unangenehm und tat ihm nicht gut, dessen war er gewiss. Die beiden Matrosen, die ihn begleitet hatten, wirkten verwirrt, schienen nicht zu wissen, was von ihnen erwartet wurde.

»Öffnet ihm die Festhalterchen!«, rief Kanonier. Er stöberte in einem Fass herum.

Die Seemänner schlossen Gavin die Ketten auf, hielten ihn aber weiter auf den Knien.

Kanonier schnappte sich etwas aus dem Fass und warf es in Richtung Gavin. Er versuchte vergebens, es mit seinen bandagierten, steifen Händen zu fangen, und es plumpste aufs Deck. Ein Seemann hob das Ding auf und gab es ihm zurück. Ein großer, runzlicher Apfel.

»Bringt ihn aufs Vordeck«, befahl Kanonier. »Passt gut auf ihn auf, wie auf einen aborneanischen Silbergroschen. Ein in die Enge getriebener Guile ist wie ein Meeresdämon in eurem Badezuber.«

He, hätte nicht gedacht, dass du je badest. Doch Gavin sprach es nicht laut aus. Es gab wenig zu gewinnen, indem er den Mann verspottete, der ihn gefangen hatte, seinen Meister, und es gab vieles zu verlieren. Zähne zum Beispiel.

Die Matrosen stellten Gavin auf die Füße und zerrten ihn zum Bug. Sie drehten ihn um, zwangen ihn wieder auf die Knie. Kanonier war vierzig Schritt weit von ihm weg, am entferntesten Punkt achtern. Er hielt eine leuchtend weiße Muskete in der Hand. Oder ein Musketenschwert? Die Waffe hatte eine einzige Klinge, über die sich eine doppelte Linie von schwarzen Kringeln, die sich immer wieder kreuzten, bis an die Spitze hinaufzog und dabei eine Reihe von glänzenden Edelsteinen umrahmte. In den Schwertrücken war eine kleine Muskete eingelassen, von der letzten Handbreit abgesehen, die ausschließlich Klinge war.

Gavin hatte eine vage Erinnerung an das Ding, die ihm aber sogleich wieder entglitt. Sie hatte irgendetwas mit jener Nacht zu tun; es hatte einen Zusammenstoß mit seinem Vater gegeben, und Grinwoody und Kip waren auch irgendwie betei-

ligt gewesen. Er war schon zuvor schlimmer Gewalt ausgesetzt gewesen und hatte viele Stunden Zeit dadurch verloren, und natürlich hatte er im Krieg Menschen kennengelernt, die sich an ihre Verletzungen nicht mehr erinnern konnten. Aber da war auch irgendetwas mit Kanonier; wie er ihn aus den Wellen gefischt hatte. Hatte er ihn dann mit der flachen Seite der Klinge geschlagen? So musste es wohl gewesen sein. Gavins Prellungen waren noch immer nicht ganz abgeheilt, aber er hatte keine Stichwunden, sonst wäre er inzwischen wahrscheinlich tot.

Trotzdem, was für ein schrecklicher Einfall. Einen Musketenlauf so dick zu machen, dass er der Gewalt explodierenden Pulvers standhielt, bedeutete, eine Waffe zu schaffen, die viel zu klobig und zu schwer war, um als taugliches Schwert zu dienen. War das Ganze nur eine Art sonderbarer Scherz?

»Wenn du Dazen bist, wirst du dich an unsere kleine Vorführung erinnern«, rief Kanonier.

Das bezog sich nun natürlich auf jenes Ereignis im Zusammenhang von Dazens und Gavins Aufeinandertreffen, von dem Gavin Guile – der echte Gavin Guile – gehört haben *musste*. Eine »Erinnerung« an die Vorführung konnte nichts beweisen. Aber offenbar begriff Kanonier das nicht.

»Das Meer war an jenem Tag ruhig, und du warst nur zwanzig Schritt entfernt«, sagte Gavin.

An jenem Tag hatte sich Kanoniers Schiffsjunge in die Hose gemacht, als er in seiner zitternden ausgestreckten Hand einen Apfel über seinen Kopf hielt. Später hatte Gavin die Geschichte gehört, dass der Junge den Apfel auf dem Kopf gehabt habe. Niemand vermochte ihm zu erklären, wie wohl ein Junge auf einem schaukelnden Schiff einen Apfel auf dem Kopf hätte balancieren können. Aber es ergab zweifellos eine bessere Geschichte.

Zwanzig Schritt ergaben eine gute Geschichte. Vierzig waren Selbstmord. Kanonier mochte der beste Schütze der Welt sein. Es spielte keine Rolle. Selbst mit einer genau identischen Pulverladung und einem mit dem genau gleichen Druck gestopften Schusspflaster und einer makellos gerundeten Musketenkugel ohne Gussfehler, selbst ohne Wind und ohne schlingerndes Deck war eine Muskete aus vierzig Schritt Entfernung nur innerhalb einer Fläche treffgenau, die vielleicht so groß war wie Gavins Kopf. Auch wenn so mancher gerne etwas anderes glauben wollte – aus dieser Entfernung ein kleineres Ziel zu treffen war in Wahrheit reines Glück. Gavin wusste, was für ein guter Schütze Kanonier war. Er glaubte ihm nicht, dass er einen Meeressäuger getötet hatte, aber wenn irgendjemand auf der Welt so etwas allein durch Treffgenauigkeit bewerkstelligen *könnte*, dann Kanonier.

Und es gab ein Problem, wenn sich Arroganz mit Könnerschaft und Wahnsinn vermählte – in einer Ehe mit drei Partnern ist immer einer zu viel. Eine Störung durch die Realität war da unwillkommen. Kanonier hatte die letzten zwanzig Jahre damit zugebracht, andere davon zu überzeugen, dass er nicht danebenschießen konnte; jetzt schien er auch sich selbst davon überzeugt zu haben.

»Kanonier kriegte grade großartigere Knarre als, als, als ...« Der Pirat verfiel ins Fluchen, wütend darüber, dass ihm keine weiteren Alliterationen einfielen, um »als vor zwanzig Jahren« zu ergänzen.

Es war keine rasende Wut, nur Frustration, aber Gavin hatte erlebt, dass Kanonier einen Menschen erschießen konnte, einfach weil er Hunger hatte. Kanonier würde die Sache durchziehen.

Gavin wurde flau im Magen. Was konnte er tun, ohne zu wandeln? Vielleicht die beiden Seeleute neben ihm nieder-

schlagen – und was dann? Vom Schiff springen? Es war kein Ufer in Sicht. Sie müssten lediglich wenden und ihn wieder auflesen. Und seinem Körper die Kraft zuzutrauen, die beiden Seeleute zu überwältigen und zu springen, bevor Kanonier auf ihn schießen konnte, war bestenfalls optimistisch. Vielleicht würde er nach allem, was sein geschundener Körper in letzter Zeit hatte mitmachen müssen, nicht einmal mehr schwimmen können.

Ihn überkam eine Erschöpfung, die nicht nur körperlicher Natur war. Das jetzt? Das sollte sein Ende sein?

Gavin hatte zu viele Schlachten miterlebt, um zu glauben, dass es eine Macht gab, die Menschen beschützte, die leben sollten. Einer der größten Schwertkämpfer der Welt war, außer Sichtweite des Feindes, an seiner Seite getötet worden – ein unerklärlicher Querschläger hatte ihn in die Nieren getroffen. Ein Hengst, der ganze Satrapien wert gewesen war, war nach der Schlacht über einen Leichnam gestolpert und hatte sich das Bein gebrochen. Ein General bekam die Ruhr, weil er das Wasser und Fleisch seiner Männer geteilt hatte, statt gesondert an seiner Offizierstafel zu speisen. Tausend Beleidigungen und Erniedrigungen, tausend Geschichten, die ohne Moral oder tieferen Sinn endeten, lediglich mit dem Tod.

Krieg ist die Ursache, alles andere ist Wirkung.

Gavin biss in den Apfel. Er war süß und säuerlich zugleich. Der beste Apfel, den er in seinem ganzen Leben gekostet hatte.

Stolz, du wolltest dass ich zumindest ein kleines Stück von dir im Leibe habe? Bitte schön. Nimm mich ganz, verdammt noch mal. Gavin erhob seine Rednerstimme: »Kapitän Kanonier, ich glaube nicht, dass irgendjemandem auf der Welt dieser Schuss gelingen kann. Du hältst dich für so gut? Ich nicht. Ich glaube, du bist noch besser. Wenn dir dieser Schuss gelingt, wirst du auf ewig eine Legende sein. Geht er daneben, dann

bist du einfach bloß ein weiterer kleiner Pirat, der große Reden schwingt.« Gavin steckte sich den Apfel in den Mund, hielt ihn mit den Zähnen fest, drehte den Kopf zur Seite und zeigte Kanonier nur sein Profil.

Alles auf Deck stand still.

Also sterbe ich mit einem Apfel im Mund. Meinem Vater wird das zweifellos nicht so recht passen. Und Karris wird zu Recht vor Zorn außer sich sein.

Weil er sich umgedreht hatte, konnte Gavin nicht sehen, wie Kanonier reagierte, ob er wütend oder erheitert war. Auch die Reaktion der anderen Matrosen konnte Gavin nicht sehen. Er sah nur graues Meer und grauen Himmel. Das einzige Licht, das ihm gewährt wurde, war das Licht der Hässlichkeit. Er begann gerade zu bedauern, dass er seine letzten Worte darauf verschwendet hatte, einen Piraten zu verhöhnen, als ihm etwas Nasses über das Gesicht klatschte.

Er fragte sich, ob es seine Zähne waren. Da war er, jener verzögerte Moment, den man erlebt, wenn man schwer verletzt wird und sich nicht sicher ist, was passiert ist. War er tot? Dieser Blitz, war das vielleicht sein explodierender Schädel? Er hatte das Bellen der Muskete nicht gehört, aber so etwas passierte schon mal.

Auf Deck brach Jubel aus. Der Apfel war weg.

Einer der Matrosen hob einige Brocken vom Boden auf. Er setzte sie wieder zusammen. Hielt sie hoch.

Und rief: »Käpt'n Kanonier hat ihn perfekt entkernt!«

Kanonier schien den Jubel gar nicht zu bemerken. Er legte sich sein weißes Musketenschwert über die Schulter und stolzierte zu Gavin herüber. Dieses Stolzieren beängstigte Gavin noch mehr als Kanoniers ganz normaler Wahnsinn. Es bedeutete, dass auch Kanonier überrascht war, dass ihm der Schuss geglückt war. Bei Orholams Eiern. »Niemandem auf der Welt

hätte dieser Schuss gelingen können«, verkündete Kanonier.
»Käpt'n Kanonier ist er gelungen!«

»Käpt'n Kanonier!«, brüllte die Besatzung.

Triumphierend stand Kanonier über Gavin. Er zwirbelte eine Strähne seines verfilzten Bartes und kaute daran. »Fesseln!«, blaffte er den Matrosen neben Gavin an.

Sie legten Gavin wieder in Ketten, aber er nahm es kaum wahr.

Orholam sei Dank, Karris hätte ihm nie verziehen, wenn er sich hätte umbringen lassen. Ja, falls er je einmal freikam, würde er ihr diese Geschichte lieber verschweigen.

Kanonier legte das Musketenschwert auf seine Handflächen. Jetzt zeigte er es her, um damit anzugeben, daher nahm Gavin an, dass es nun sicher – sogar ratsam – war, Bewunderung zu zeigen. Die Klinge war wunderschön, mit einer Art von weißem Lack überzogen, wie Gavin vermutete, und geschmückt mit Juwelen, die so groß waren, dass es sich dabei um Halbedelsteine handeln musste. Gavin war kein Experte, was das Schmieden von Schwertern anging, aber die Waffe wirkte eher wie ein prunkvolles Parastück denn wie das Werkzeug eines Kriegers. Die Juwelen schienen die Klinge ganz zu durchdringen – was sie schwächen musste –, und wieso war die Klinge mit schwarzen Kringeln bemalt? Man musste immer einen Kunsthandwerker in der Nähe haben, um die Farbe ständig neu aufzutragen. Eine einzige Aussparung in der Klinge gab einer Hand Halt, um die Waffe beim Feuern ruhig zu halten, was die Klinge zusätzlich schwächte. Gavin sah kein Steinschloss, keine Pfanne, keinen Schlaghebel, keine Möglichkeit, den Griff fest und gerade zu halten, um genau zielen zu können oder den Rückstoß abzufedern. War das Ganze nur ein Scherz? Die Waffe war ohnehin zu dünn, um eine zuverlässige Muskete abzugeben.

»Ich lade sie nicht einmal«, sagte Kanonier. Er wusste, dass Dazen seine Wertschätzung für meisterhafte Feuerwaffen geteilt hatte. »Sie macht ihre eigenen Kugeln, und sie treffen genauer als ... nun ja, du hast es gesehen. Der Abzug klappt herunter, wenn sie geladen ist.«

»Aber wie ... wie?«, fragte Gavin. Es war natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber ihm war gerade auf vierzig Schritt Entfernung auf Deck eines schlingernden Schiffes ein Apfel aus dem Mund geschossen worden. Im Moment war er bereit, eine Menge zu glauben.

Kanonier griff nach dem Knauf der Muskete, drehte daran und zog. Eine kleine, verrauchte Pulverkammer wurde sichtbar. Kanonier kippte schwarzes Pulver aus seinem Pulverhorn hinein, schob zu und brachte den Knauf wieder an seinen Platz. Er verlängerte sich und wurde zu einem kleinen Gewehrschaft. Kanonier grinste wie ein Scholar im ersten Jahr nach einem gelungenen Streich.

Und da war es wieder, das Indiz, dass Kanoniers Verrücktheit mindestens zur Hälfte nur Schau war. Kanonier hatte völlig normal und fehlerfrei gesprochen. Wenn Gavin so darüber nachdachte, ergab es sofort einen Sinn. Kanonier war exzentrisch. Er hatte immer Wörter falsch verwendet. Aber für exzentrisch oder dumm gehalten zu werden konnte bedeuten, unter den harten Männern, die er anführte, zur Zielscheibe des Spotts zu werden. Daher musste er absolut verrückt sein. Menschen werden nervös, wenn sie es mit Wahnsinn zu tun haben, fragen sich, ob er ansteckend ist, und gehen auf Abstand. Ideal für einen neuen Kapitän, der nicht nur weiter Kapitän sein, sondern zu einer Legende werden will.

»Wie treffgenau?«, fragte Gavin.

»Hab einen Spitzbuben auf vierhundert Schritt Entfernung getroffen. Die Kugel flattert nicht. Eine bessere Magie als all

die Magie, die du einst beherrscht hast, gickeliger Guile.« Kanonier legte die Muskete an die Schulter und zielte auf eine in zweihundert Schritt Entfernung dahinfliegende Möwe. Er feuerte, gerade als sie tiefer hinabglitt – und verfehlte sie. »Natürlich macht sie trotzdem nicht alles für dich. Dafür schätze ich sie nur umso höher. Sie verlangt immer das Beste, wie das Meer.«

Doch Gavin hatte nicht auf den Schuss geachtet. Er betrachtete die Muskete. Auf dem Teil, der durch den verlängerten Knauf sichtbar geworden war, schienen sich kleine Einstellringe und Drehknöpfe zu befinden, die mit winzigen Runenzeichen markiert waren. Dass Kanonier ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hatte, führte Gavin zu der Annahme, dass der Pirat noch nicht dahintergekommen war, welchem Zweck sie dienten.

»Darf ich mal?«, fragte Gavin.

Kanonier sah ihn an und lachte. »Auch wenn du einmal das Prisma gewesen bist: Kanonier ist nicht so närrisch, dir Magie in die Hände zu legen.« Er spuckte ins Meer, dann griff er nach einem Lumpen und machte sich daran, die Schwarzpulverreste von der Klinge zu wischen. »Man muss sehr sorgfältig auf sie achten. Gefährlich wie Ceres, der da.« Er versank in Gedanken, und Gavin fragte sich, ob Kanonier ihn nur deshalb auf Deck geholt hatte, um mit seiner Muskete zu prahlen.

Nicht, dass es ihm etwas ausgemacht hätte. Jede Pause von den Rudern war Erholung. Natürlich wäre es ihm lieber, wenn in seinen Pausen keine Musketen in seine Richtung abgefeuert würden, aber in der Not darf man eben nicht wählerisch sein.

»Wie viel Lösegeld soll ich für dich verlangen?«, fragte Kanonier.

Aha, dann hat er mich also raufgeholt, um mit mir zu reden? Und obwohl er die Sache mit dem Lösegeld im Kopf hatte, konnte er es sich trotzdem nicht verkneifen, auf meinen Schä-

del zu schießen? Vielleicht war der Wahnsinn doch nicht *reine* Schau. »Mein Vater hält mich für tot. Verdammt, Kanonier, ich halte mich selbst für tot.« Und wie aus dem Nichts war die Erinnerung wieder da, frisch und scharf: Grinwoody, der dazwischenging und sich in ihren Kampf stürzte, zwei Messer und vier Menschen, und Gavin hatte erkannt, dass es keine Möglichkeit gab, Kip aus dem Gewirr von Händen und ungünstigen Winkeln zu retten – außer die Klinge in seine eigene Brust umzulenken.

Welcher Teufel hat mich da nur geritten? Oh, Karris, habe ich es nur getan, um etwas zu tun, was dich auf mich stolz machen könnte?

Aber der Gedanke an Karris war zu schmerzhaft. Für ihn war sie ganz Farbe in einer Welt aus Grau.

Und sein eigener Vater hatte nur den Dolch gewollt. Der, vermutete Gavin, jetzt zum Musketenschwert geworden war. Das Messer des Blenders hatte Andross diese Waffe genannt. Sich zu fragen, ob der eigene Vater sich mehr um Gold scherte als um einen selbst, war das eine. Jeder Sohn eines jeden reichen und mächtigen Mannes muss das fürchten – aber dass sein Vater ihn wegen eines Dolches töten würde? Sein eigener Vater?

»Der Junge«, sagte Gavin. »Wo ist er?«

»Hab ihn über Bord geworfen, für Ceres. Als Dank. Ceres und ich sind jetzt quitt.« Kanonier lächelte unangenehm. »Wie viel, kleiner Guile? Hölle noch mal, fünf mal Hölle, wie soll ich dich nennen? Dazen? Kommt mir vor, wie mit einem Geist zu reden.«

»Du kannst mich Gavin nennen. Es ist einfacher. Und du kannst so viel Lösegeld verlangen, wie es dir gefällt. Je lächerlicher die Summe, umso besser. Er wird dich so lange halten, bis ihm seine Spione bestätigen, dass du mich wirk-

lich in deiner Gewalt hast. Aber die traurige Wahrheit ist, dass er die Sache absichtlich vermässeln wird – so dass du mich umbringst, er sich aber hinterher dich schnappen kann. Er wird es so aussehen lassen, als wärst du blutrünstig und als trüge er keine Schuld daran, dass du mich getötet hast. Er will mich nicht, Kanonier.«

Kanonier grinste, als gefiele ihm die Herausforderung, und wieder war die Maske zurück. »Also, solange er dich ebenso gerne haben will wie Pocken und Filzläuse, warum sollte Kanonier dich schön sauber an der Seite seiner eigenen glücklichen Juwelen ausruhen lassen?«

Hoppla. Aber Gavins güldene Zunge war um die Antwort nicht verlegen. »Wenn du mich tötest, braucht er gar nicht erst so zu tun, als ob er mich freikaufen wolle. Das bedeutet, dass er auch gar kein Schiff mit Schätzen beladen wird. Er wird bloß mit Kriegsschiffen kommen.«

Kanonier legte finster die Stirn in Falten. Er sprang auf die Bordwand, ging in die Hocke, wobei er sich mit einer Hand an der Takelage festhielt, und dachte nach. »Du bist wirklich schrecklich hilfreich.« Kanonier spuckte erneut in den Ozean. »Es ist schon komisch, das mit den Angari. Habe ihre Galeerensklaven immer gefüttert, als seien es Freie. Hast du das gesehen? Ich behandle sie richtig gut. Die besten Sklaven der Besatzung werden in den Hafen mitgenommen, bekommen richtiges Essen vorgesetzt und dürfen sogar in eines dieser Tittenhäuser. Dabei bleibt immer mal wieder einer von ihnen auf der Strecke, aber es bringt die ganze Besatzung dazu, hart zu arbeiten. Sie gut zu füttern macht sie stark. Verringert die Frachtmenge, da man so viel Essen laden muss. Aber diese kleine Galeere hier kann zwei- oder dreimal so schnell fahren wie fast alles andere auf der Azurblauen See. Bei richtigem Wind könnte mich die eine oder andere Galeasse erwischen, aber wenn ich genug Platz

habe, kann ich gegen den Wind kreuzen und sie abhängen. Sie sind in diesem Schiff durch die Stromschnellen der Ewigdunklen Pforten geschossen. Es ist leicht wie ein Korken und schnell wie eine Schwalbe. Ein perfektes Schiff für einen Piraten, solange man hinlänglich Fracht zusammenraffen kann. Wunderschönes kleines Schiff. Und dann die vier Drehbassen und die lange Deckskanone. Das hier ist die beste Galeere mit der besten Besatzung auf dem ganzen Meer ...« Kanonier senkte die Stimme zu einem Flüstern. »Und trotzdem hasse ich sie. Eine einzige Kanone! Nur eine. Ich sollte Pash Vecchios großes Schiff verlangen, wie heißt es noch gleich?«

»Die *Gargantua*?«, fragte Gavin.

»Genau!«

»Das könnte schwierig werden ...«

»Dein Vater ist der Rote. Er ist reicher als Orholam persönlich. Du bist das Prisma. Sie würden alte Huren wieder zu Jungfrauen machen, um dich zurückzubekommen.«

»Ich habe die *Gargantua* versenkt. Vor der Schlacht am Hafen von Ru.«

Im nächsten Moment hatte Kanonier die Pistole aus seinem Gürtel gezogen, sie gespannt und sie über Gavins rechte Augenhöhle gedrückt. Eine mörderische Wut funkelte in seinen Augen. Egal welcher Teil seines Wahnsinns nur Schau war, dieser war es jedenfalls nicht. Nicht ohne Mühe entspannte er die Pistole wieder. »Dieser Gefangene ist über-ausgelassen«, sagte Kanonier. »Bringt ihn zurück an sein Ruder, bis er sich abregiert hat.«



5

Teia und einige andere Schwarzgardisten beendeten ihre Morgenübungen auf dem hinteren Deck des *Wanderers*, als am Horizont die Sonne aufging. Sie und Kruxer sowie fünf weitere frischgebackene Schwarzgardisten waren die Einzigen aus ihrem Ausbildungskurs auf diesem Schiff. Die übrigen befanden sich mit der anderen Hälfte der verbliebenen voll ausgebildeten Schwarzgardisten auf einem anderen Schiff. Auch wenn sie ständig daran erinnert wurden, dass sie noch nicht alle Gelübde abgelegt hatten und damit selbst noch keine vollen Schwarzgardisten waren, bedeutete das nicht, dass die Schwarzgardisten den Grünschnäbeln das tägliche Trainingsprogramm erleichterten. Kruxer war dem Beispiel der Schwarzgardisten mannhaft gefolgt, und die Übrigen waren wiederum Kruxer so gut gefolgt, wie sie konnten, und hatten sich durch komplizierte Übungsanordnungen gekämpft, die sie bisher zwar gesehen, aber noch nicht selbst gelernt hatten.

Ihr Anführer, Hauptmann Eisenfaust, nahm keine Notiz von den Mühen der Neuzugänge. Der legendäre Krieger war schon immer undurchschaubar gewesen, aber während der vergangenen Woche hatte er sich noch unerbittlicher gezeigt als gewöhnlich. Teia wusste nicht, ob die Übungen (und der fürchterliche Pfus, den sie mit ihnen trieben) einer bestimmten pädagogischen Technik folgten oder ob der Anführer der Schwarzgardisten einfach nicht sah, was sie da machten. Achtlos wischte

sich der Hauptmann mit einem nassen Tuch über den Kopf, um sich abzukühlen. Auf seiner Kopfhaut wuchsen jetzt borstige Haarstoppeln. Nach der Schlacht von Ru hatte er aufgehört, sich kahl zu rasieren und den Schädel mit Öl zu salben. Der genaue Anlass war der Wunderschuss gewesen – der Volltreffer auf einen neugeborenen Gott über eine Distanz von sechstausend Schritt, im Anschluss an ein Gebet. Er schaute zu der aufgehenden Sonne hinüber, deren Scheibe sich noch nicht ganz vom Horizont gelöst hatte, runzelte finster die Stirn, wickelte sich seine Ghotra um den Kopf und stieg die steilen Stufen zum Mittschiff hinunter.

Teia versuchte, den Schmerz aus ihrem Knöchel zu vertreiben, den sie sich verrenkt hatte, als sie mitten in einer unvertrauten Übung über ein Seil – auf einem Schiff nannte man das wohl *Tau* – gestolpert war, und ging hinüber zur Bordwand, wo Kip und Gavin Guile vor einer Woche ins Meer gestürzt waren.

»Schwer zu glauben, nicht wahr?«, sagte Kruxer und trat neben sie an die Reling. Der kleine Daelos, der Schatten zu Kruxers Sonnenschein, kam mit ihm.

Kruxer hätte Hunderte von Dinge meinen können. Schwer zu glauben, dass sie in einer Schlacht gekämpft hatten? Dass sie verloren hatten? Dass sie gegen einen echten Gott gekämpft hatten? Schwer zu glauben, dass Gavin Guile tot war? Aber er meinte nichts von alledem, und Teia wusste es. »Unmöglich«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme.

»Wie wirst du damit fertig?«, fragte er.

Die Ellbogen auf die Reling gelegt, drehte sie sich um und sah ihn ungläubig an. Manchmal konnte Kruxer der beste Mensch sein, dem sie je begegnet war. Manchmal war er ein kompletter Idiot. »Es ist gelogen, Kruxer. Es sind alles Lügen.«

»Aber der Rote lügt doch nicht einfach«, widersprach Kruxer unsicher. Vielleicht sollte sie es ihm nicht zum Vorwurf

machen. Kruxer war mit guten Menschen in Autoritätspositionen aufgewachsen, und er war selbst gewissenhaft und anständig, daher hegte er nicht das gleiche reflexartige und respektlose Misstrauen gegen die Mächtigen wie das Sklavenmädchen Teia.

»Komm schon, Teia«, sagte Daelos. »Du weißt, dass Brecher Andross Guile beschuldigt hat, seine Aufnahme in die Schwarze Garde hintertrieben zu haben. Und wir wissen, dass Brecher sich an jenem Abend betrunken hat. Wenn man bedenkt, wie impulsiv er immer war, verstehe ich nicht, was daran so schwer ...«

»Ist«, unterbrach ihn Teia.

»Was?«, fragte Daelos.

»Wie kannst du es wagen, Kip aufzugeben? Geh weg, verschwindet alle beide. Ihr kotzt mich an.«

Daelos verdrehte die Augen, als habe er es mit einer unvernünftigen Frau zu tun. Am liebsten hätte sie ihm gezeigt, was sie tun würde, wenn sie tatsächlich unvernünftig wäre. Kruxer dagegen wurde einfach bleich und stieß sich von der Reling ab. Teia wusste, dass er nur gekommen war, um sich nach ihr zu erkundigen, wie das ein guter Anführer tut. Aber gute Absichten entschuldigen nicht alles. Sie gingen ohne ein weiteres Wort.

Du bist unhöflich und unfair und solltest dich entschuldigen, T.

Aber sie tat es nicht.

Andross Guile hatte gesagt, er habe Kip in jener Nacht verspottet, wie er das immer tat. Er hatte zugegeben, keine sonderliche Liebe für ihn zu empfinden. Vielleicht hätte er so bald nach der Schlacht nichts zu dem Jungen sagen sollen. Aber hätte er auch wissen sollen, dass Kip betrunken war? Er hätte nie erwartet, dass Kip ihn angreifen würde.

Gavin Guile und der Sklave von Andross hätten versucht dazwischenzugehen. Kip habe Gavin versehentlich mit einem Messer durchbohrt, und als Gavin Guile über Bord gefallen war,

sei Kip so außer sich gewesen, dass er hinter ihm hergesprungen sei.

Und dabei blieb es. Wachhauptfrau Karris Weißbeiche – oder, jetzt, da sie Gavin geheiratet hatte, Wachhauptfrau Guile? – war völlig außer sich gewesen und hatte geschrien, dass sie sich irren müssten, dass Andross lüge. Teia hatte gedacht, dass sie sich im nächsten Moment auf Andross stürzen würde, doch da hatte Hauptmann Eisenfaust eingegriffen und Karris buchstäblich von Deck getragen. Seither war sie nicht mehr zum Vorschein gekommen.

Niemand sonst widersprach dem Roten. Es hatte zahlreiche angespannte Gespräche zwischen Hauptmann Eisenfaust und den Schwarzgardisten gegeben, die den Auftrag gehabt hatten, Gavin in jener Nacht zu beschützen. Das Prisma hatte die Männer ins Bett geschickt, und wer hätte auch gedacht, dass er am Abend ebenjenes Tages, an dem er einmal mehr seinen Heldenmut unter Beweis gestellt hatte, in Gefahr sein würde? Er hatte einen Gott getötet!

Nein, hatte Teia sich einzuschalten versucht, das sei Kip gewesen.

Irgendwie erschien es wohl kleinlich, die Sache jetzt richtigzustellen, nachdem sie das Prisma verloren hatten, und alle hatten sie angesehen, als würde sie auf sein Grab spucken. Die Menschen hatten das Prisma angehimmelt, und alle in der Flotte hatten ihm an jenem Tag erneut ihre Treue erwiesen, indem sie an seiner Seite gekämpft hatten.

Das verringerte nicht die Last der Schuld der Schwarzgardisten. Sie hatten versagt. Sie kamen nach Hause, während ihr Schutzbefehlener tot war. Es war ein Schandfleck, der für immer an ihnen haften bleiben würde.

Das Stimmengemurmel unter ihr verscheuchte alle weiteren Gedanken. Teia ließ ihren Blick über die Seeleute schweifen. Die

meisten von ihnen waren Männer. Diese bemühten sich, nicht aufzufallen, wenn sie die weiblichen Schwarzgardisten angafften – oder waren zumindest vorsichtig geworden, seit Essel einem von ihnen die Nase gebrochen hatte –, aber sie gafften trotzdem weiter. Teia allerdings gafften sie nicht an: keine Hüften, keine Brüste, klein und kurzes Haar. Wenn sie überhaupt wahrgenommen wurde, konnte Teia bestenfalls hoffen, als eine Art Maskottchen unter die Fittiche der rauen Männer genommen zu werden. Neun von zehn von ihnen könnte sie zu Brei schlagen, aber das wussten sie nicht. Im Moment war sie allerdings dankbar dafür, nicht beachtet zu werden.

Die Kajüte direkt unter ihr war die von Andross Guile. Sie hatte hier gelauscht, wann immer sie während der vergangenen Woche eine Gelegenheit dazu gehabt hatte. Wenn sie nicht spionierte, kletterte sie in die Takelage und ließ sich von den Matrosen nützliche Tipps geben, um ein wenig von ihrer Arbeit zu erlernen. Sie hatte auch vorgegeben, an dieser Stelle zu beten, und ganz still dagesessen. Und sie hatte so getan, als würde sie trauern. Genau von hier aus war Kip ins Meer gesprungen oder gestoßen worden war. Einmal hatten sich ihre geheuchelten Tränen in echte verwandelt. Sie hatte Kip mehr gemocht, als ihr bewusst gewesen war.

Während sie so auf Deck saß, trat Hauptmann Eisenfaust an sie heran. Sie machte Anstalten aufzustehen, aber er bedeutete ihr, sitzen zu bleiben.

Eine lange Minute stand er neben ihr da, und sie hätte seine schweigende Gesellschaft zu schätzen gewusst, wäre sie nicht besorgt gewesen, er könnte herausfinden, warum sie genau diese Stelle gewählt hatte.

Schließlich sagte er: »Kip – Brecher – hat mich gebeten sicherzustellen, dass mit deinen Freilassungspapieren alles klar geht. Und das werde ich auch tun. Du weißt, dass du einer unse-

rer besten Rekruten bist. Du weißt, dass die Schwarze Garde dringend gute Leute braucht. Aber das ist deine Entscheidung. Als ich in deinem Alter war, habe ich ein Gelübde abgelegt, weil man es von mir erwartete, nicht weil ich es selbst wollte oder es für richtig hielt. Dir werde ich das nicht antun, Teia.«

Und dann ging er.

Sie verschränkte die Beine und dachte daran, ihren Freibrief entgegenzunehmen – und was dann? Nach Hause gehen? Einen Ladenbesitzer heiraten? Ein Handwerk erlernen? Welches Handwerk denn? Der Gedanke war allzu ungewohnt, ein viel zu großer Sprung nach allem, was sie in den letzten Monaten erlebt hatte. Sie verschob ihre Überlegungen auf später und spitzte die Ohren, um Andross Guiles Stimme zu hören. Anfangs hatte er sein Fenster nie geöffnet, aber in den letzten paar Tagen war es ständig offen gewesen. Morgens hatte sie die beste Gelegenheit, etwas zu hören. Sobald der Wind auffrischte, war es unmöglich. Aber bisher hatte sie in sieben Tagen nichts von Belang gehört. Im Wesentlichen waren es unverfängliche Befehle an seinen Kammersklaven, Grinwoody, gewesen, den alten Parianer, dem Andross Guile völlig zu vertrauen schien.

Heute schien es ein weiterer verschwendeter Tag zu werden. Teia hörte wenig. Andross und Grinwoody waren nach all den Jahren so gut aufeinander eingespielt, dass ihre Sprache einsilbig und voller stillschweigend verstandener Auslassungen war.

»Irgendwelche Hinweise, dass er sich nicht selbst etwas vor-macht?«

»Keiner. Wenn wir entsprechende Beweise bekommen, wird es natürlich für einen von uns zu spät sein.«

»Und so oder so zu spät für uns. Verdammt«, sagte Andross. Seine Stimme war die lautere. Er stand am Bullauge. »Ich war so nah dran, Grinwoody. Sein Griff war fast in meinen Händen.«

»Es war mein Versäumnis, Herr.«

»Nein, du hast mir das Leben gerettet – wieder einmal.«

»Meine Kräfte sind nicht mehr, was sie einst waren, Herr. Ich habe mich überraschen lassen.«

Teia runzelte die Stirn und zog, um sich zu wärmen, ihren grauen Rekrutenmantel fester um sich. Grinwoody hatte sich überraschen lassen? Von Kip? Also *hatte* Kip die beiden angegriffen? War das möglich? Kip hätte nichts so Idiotisches getan, oder?

Nun ja, natürlich hätte er das. Aber ein Mordversuch? Nein, nicht Kip. Er konnte auf jemanden losgehen, um ihm wehzutun, aber nicht um zu verkrüppeln, nicht um zu töten, und sie kannte ihn, wenn er wütend war.

»Betrachtet die Dinge von der positiven Seite, Herr. Ihr werdet dieses Jahr nicht befreit werden.« Grinwoody's Tonfall klang drollig, aber er ließ Teia frösteln. Hatte Andross Guile vor, seinen Halo zu brechen? Warum konnte Grinwoody es so unbekümmert verkünden?

Eine Hand kam aus dem Bullauge. In einem Wirbel von Federn sauste eine Brieftaube in die Luft und erschreckte Teia, aber niemand schien ihrer Überraschung oder dem Vogel irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken – in den letzten Tagen waren viele Tauben ausgesandt worden.

Dann schloss Andross das Bullauge, und die Stimmen verloren sich. Teia wäre gern sofort aufgestanden und gegangen, aber ihr war nur zu bewusst, dass sie direkt über Andross' Kajüte auf dem Deck saß. Selbst die Verlagerung ihres geringen Gewichts könnte das Holz knarren lassen. Sie wartete noch einige Minuten und tat so, als meditiere sie. Kip war ihr Übungspartner gewesen. Er hatte mit Andross Guile um irgendetwas gespielt – sie wusste noch immer nicht, was sein Einsatz gewesen war –, um ihre Papiere von ihm zu gewinnen. Und dann hatte er

sogleich versucht, sie freizulassen. Er hatte ihr zugehört, als sie über Strategien gesprochen hatten, und ihr das Gefühl gegeben, sie, eine Sklavin, könnte vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben einen klugen Beitrag leisten.

Teia merkte plötzlich, dass sie die Faust so fest sie konnte um die kleine Phiole mit Olivenöl geschlossen hatte, die sie um den Hals trug. Sie löste die Finger von dem Symbol ihrer Sklaverei. Das Geschenk war eine mahnende Drohung von Aglaia Crassos gewesen: Olivenöl, angeblich um dereinst ihre Arbeit in den Sklavenbordellen zu erleichtern. Olivenöl, um sie dreißig bis fünfzig Männer am Tag überleben zu lassen. Wann immer Teia glaubte, keine Kraft mehr zu haben, berührte sie diese kleine Erinnerung an ihr Sklavendasein. Die Erinnerung an das, was ihr drohen könnte. An das, woraus zu befreien Kip ihr versprochen hatte.

In den kurzen Monaten, in denen sie zusammen trainiert hatten, war Kip für sie mehr geworden als nur ihr Partner, er war ihr bester Freund geworden.

Und sie hatte es bis jetzt nicht begriffen. Dass sie nicht da gewesen war, als er sie gebraucht hatte, machte sie ganz elend. Er konnte nicht wirklich tot sein. Wenn er nicht in Panik geraten war, hatte er bis zum Morgen im Wasser treiben können. Teia hatte keine Berichte von Haien gehört – nicht, dass das viel besagte. Die Überlebenden wollten sich nicht mit dem aufhalten, was so leicht auch ihnen hätte zustoßen können.

Wenn er bis zum Morgengrauen durchgehalten hatte, hatte ihn wahrscheinlich ein Sklavenschiff aufgelesen. Danach zu urteilen, wie viel Kip am Tag zuvor gewandelt hatte, musste er lichtkrank gewesen sein, selbst wenn er ansonsten unverletzt geblieben war. Er hatte sogar seine Brillentasche in seiner Kojen gelassen. Er würde erst einmal für eine ganze Weile hilflos gewesen sein.

Wenn Kip überhaupt noch lebte, war er wahrscheinlich in ebendiesem Moment an ein Ruder gekettet.

Und es gab nichts, was Teia oder irgendjemand sonst für ihn tun konnte.



Zymun stand aufrecht da, beschattete die Augen mit einer Hand, die schwere Pistole war direkt nach unten auf das Deck gerichtet. Kip warf sich nach vorn, ließ die Ruder durch die offenen Dollen nach oben schnellen. Erst das plötzliche Klatschen eines Ruders auf Wasser erregte Zymuns Aufmerksamkeit. Er schaute zu dem Geräusch hinüber statt zu Kip.

Kips Arme waren zu schwach, als dass er sie mit dem vollen Gewicht der Ruder darin nach vorn hätte werfen können. Aber er wollte auch keinen Schönheitspreis gewinnen. Er ließ die Hände sinken und rammte Zymun die Schulter in die Seite. Er erwischte den kleineren Mann auf der Höhe des Ellbogens und schmetterte dadurch seine Hand mit der Pistole wieder nach unten, und als beide im Moment des Aufpralls in die Höhe flogen, sagte Kips stämmiger Körper: »Hier hast du meinen ganzen Schwung, Bruder. Ein Geschenk für dich.«

Zymun flog in die Luft. Seine Knöchel schlugen auf dem Dollbord auf, und er überschlug sich auf eine Weise, die Kip mit tiefer Genugtuung erfüllte. In einiger Entfernung vom Boot machte es einen großen Platscher, und im gleichen Moment stürzte Kip. Er knallte mit der Wange aufs Deck. Mit den Armen hinterm Rücken, die durch das Gewicht der Ruder herabgezogen wurden, gab es keine Möglichkeit, sich aufzufangen.

Aber er fiel ins Boot, und das war alles, was zählte.

Mit einer Riesenkraft, von der er gar nicht gewusst hatte, dass er sie besaß, stemmte sich Kip in eine aufrechte Position. Schon zog er blaues Luxin in sich hinein, und in seinem Freudenrausch darüber, wieder wandeln zu können und seinen Peiniger im Wasser planschen zu sehen, hätte er es beinahe übersehen: Das Boot war ringsum von Luxin umgeben. Rotem und gelbem Luxin. Eine lange Leine führte von all dem Luxin zu Zymun.

Zymun kam an die Oberfläche, und Kip sah die bedrohliche Mündung der Pistole in seiner Hand. Die Waffe zeigte direkt auf Kip. Der Abzugshahn schlug auf die Batterie des Stein Schlosses, als Zymun abdrückte. Und nichts geschah. Die Waffe war nass geworden. Zymun verschwand hinter einer Welle.

Kip wandelte sich hastig blaue Klingen in jede Hand und durchschnitt die grünen Luxin-Ketten, die seine Handgelenke an die Ruder fesselten.

Zymun machte mit der Hand eine weit ausholende, spritzende Kreisbewegung. Kip wusste, dass er nach der Leine griff.

Er sprang von der gegenüberliegenden Seite des Ruderbootes.

Noch während er auf den Wellen aufschlug, wusste Kip, dass er das Falsche getan hatte. Warum hatte er, statt zu wandeln, um sich vom Boot loszuschneiden, nicht gewandelt, um Zymuns Leine zu durchtrennen?

Dumm, Kip, dumm.

Er war immer noch unter Wasser, trat um sich und versuchte, sich so weit wie irgend möglich von Zymun zu entfernen, als es ihm so vorkam, als hätte ein Meeresdämon das Meer gepeitscht. Er tauchte auf und sah eine hohe schwarze Rauchsäule und orangerote Flammen, wo das Boot gewesen war. Zymun konnte er nicht entdecken; das Boot war zwischen ihnen gewesen.

Zymun war zweifellos der bessere Schwimmer, selbst wenn Kip gesund und munter gewesen wäre. Heute würde es keine Rache für Kip geben. Wenn Zymun ihn sah, würde er ihm nachjagen. Wenn Zymun ihm nachjagte, würde er ihn ertränken.

Kip schaukelte noch einige Momente in den Wellen. Er konnte nicht schwimmen. Seine Arme waren Bleigewichte, und obwohl seine Beine noch nicht gefühllos waren, so würden sie es doch bald sein. Sein Fett würde ihn im Meer treiben lassen, wenn er nicht in Panik geriet, aber treibend konnte er nicht von Zymun wegkommen, geschweige denn von der Piratengaleere. Kip hielt danach Ausschau, aber vom Wasser aus konnte er das Schiff nicht sehen.

Und es würde keinerlei Schwierigkeiten haben, sie zu finden, nicht nach dem Leuchtfeuer, in das Zymun ihr Boot verwandelt hatte.

Oh. Ganz einfach. Kip hätte eigentlich längst auf die Lösung kommen sollen.

Er zog so viel Blau in sich hinein, wie er halten konnte, und wandelte Röhren um seine Hände. Die Röhren ließen Wasser durch seine Finger strömen, und dann ließ er Luxin aus jeder Röhre herauschießen, so dass es das Wasser hinausdrückte. Es war wie beim Rückstoß einer Muskete: Indem man Wasser zurückdrückt, schiebt es einen nach vorn. Kip wandelte die Röhren, um sie unter seine Achseln zu klemmen, holte tief Luft und drehte den Kopf Richtung Ufer.

Das Allerbeste war, dass Zymun nichts davon gesehen hatte.

Er bewegte sich viel langsamer als damals Gavin Guile bei seinem Kampf gegen den Meeresdämon. Kip wusste, dass er irgendetwas falsch machte, aber er wusste nicht was. Doch auch so war er immer noch drei- oder viermal schneller, als er hätte schwimmen können. Und schon bald begriff er, dass seine relativ niedrige Geschwindigkeit ein Segen war. Er zog keine

Welle hinter sich her, die den Piraten verraten würde, wo er sich befand.

Eine Stunde später – oder vielleicht kam es ihm auch nur so lange vor – taumelte er an Land. Er musste den Schutz der Bäume erreichen. Wenn er in Sichtweite der Galeere zusammenbrach und einschlief, wäre alles vergebens. Also ging er weiter, und seine nackten Füße ließen den sonnenbeschieneenen Sand knirschen. An der atashischen Küste gab es zahlreiche schöne Strände wie diesen. Palmen wiegten sich leise in der Brise. Er erreichte ihren Schatten und drehte sich schließlich um, um zu Zymun zurückzuschauen.

Das brennende Boot war verschwunden, gesunken, selbst der schwarze Rauch verzog sich. Die Galeere aber hatte die Stelle erreicht, von wo er sich erhoben hatte. Kip wusste nicht viel über Galeeren, aber die hier war klein. Vielleicht dreißig Schritt lang, doch es war schwer, das aus dieser Entfernung abzuschätzen. Die Piraten hatten keine Flagge gehisst. Nicht die Galeere von Kanonier.

Sie hatten jedoch ihre Fahrt gestoppt, und Kip sah Männer auf der ihm abgewandten Seite des Schiffes ein Tau ins Wasser werfen.

Also lebte Zymun noch. Kip wurde es bang ums Herz. Wenn Kip von Piraten – oder auch ganz normalen Seeleuten – gefangen genommen worden wäre, hätte er sich Sorgen gemacht, dass man ihn in die Sklaverei zwingen könnte. Er hätte schreckliche Angst gehabt. Er hätte geglaubt, kaum eine Überlebenschance zu haben. Was Zymun anging, hatte er keine solchen Ängste oder vielmehr Hoffnungen. Zymun würde wahrscheinlich noch vor Ende der Woche Kapitän dieser Galeere sein.

Orholam möge ihn mit allen Plagen heimsuchen. Orholam möge ihn blenden. Orholam möge im Leben und im Tod alles Licht von ihm nehmen.